k.



Criminal-Bibliothek.

Begründet

von

J. D. H. Temme.

Eisenbahn-Ausgabe.

Nro. XI.

Mit Illustrationen.

Berlin.
Julius Imme's Verlag.

Inhaltsverzeichniß.

Nro. XI.

Der Raubmörder Masch und seine Höhlen.

Nro. I enthält:

Nro. II enthält:

Nro. III enthält:

Nro. IV enthält:

Nro. V enthält:

Der Raubmörder Masch und seine Höhlen.

Wir beginnen den neuen Jahrgang mit einem Criminalfall, welcher fast einzig dasteht in den Annalen des neunzehnten Jahrhunderts, welcher uns ein Raubthier in Menschengestalt vorführt, das von unersättlichem Blutdurst getrieben, jenen sagenhaften Vampyrglauben verkörpert, welcher von blutsaugenden Gespenstern erzählt oder auch von lebenden Menschen, die des Nachts ihre Schlupfwinkel verlassen und umherschweifend alles, was ihnen begegnet, zerfleischen.

Ein Kampf eines Menschen mit der Menschheit ist es, den wir hier actengemäß folgen lassen, wie er für unser Jahrhundert des Fortschritts und der Intelligenz uns ganz undenkbar und unbegreiflich erscheint! —

Es war am 28. April 1856. In dem Dorfe Dertzow, welches zwischen Soldin und Pyritz in der Nähe der, Pommern von der Neumark trennenden Grenze liegt, herrschte die wohlthuende Stille und Ruhe des Sonntagnachmittags. Sowohl die an der einen Seite des Dorfes liegenden zahlreichen herrschaftlichen Gebäude, wie auch die kleinen Häuschen und Hütten der Bauern und Tagelöhner verriethen den Ruhetag. Die Thüren der Scheunen waren geschlossen, an den Eingängen der Häuser war Sand gestreut und die Männer standen, ihre Pfeife rauchend und plaudernd, vor denselben in ihrem Sonntagsstaate.

In dem Kruge am Ende des Dorfes ging es lustig her! Jene schrille, den Takt so derb markirende Musik, welche Baß, Geige und Klarinette hervorbringen, tönte aus der großen Tanzstube unten, deren Fenster

geöffnet waren, weit hin, untermischt mit den kräftigen Fußtritten und jauchzenden Schreien der Knechte.

Als der Abend hereinbrach und einige Lampen in dem Raume aufgehängt wurden, schien demjenigen, welcher von draußen durch die offenen Fenster hineinsah, alles in einem dichten Nebel von Staub und Hitze zu liegen.

In der Schänkstube, auf der andern Seite der Hausflur, saßen an einem der rothgestrichenen plumpen Tische in der Nähe des Fensters drei Männer plaudernd beisammen und ließen sich dabei das Bier munden, welches der Krüger, der heute alle Hände voll zu thun hatte und schon gewaltig keuchte und schwitzte, ihnen soeben gebracht hatte. Der Eine, ein starker, breitschultriger Mann, war der Müller Baumgart aus Chursdorf bei Soldin, welcher auf dem Wege nach Pyritz war, in welcher Stadt er am Montag ein Geschäft abzumachen hatte, der Zweite war der Bauer Weiß aus Dertzow und der Dritte der Mühlenbesitzer Ebel aus dem nahe gelegenen Beyersdorf, welcher dem Weiß eine Partie Holz abgekauft hatte.

„Es ist ein wahrer Segen, daß wir den Unhold endlich los sind," sagte der Bauer Weiß eben zu den beiden anderen Männern, „ich sage Euch, es verging keine Woche, in der nicht ein Diebstahl vorkam! Da war man ja seiner Habe in seinem verschlossenen Hause nicht mehr sicher!"

„Wie kam denn aber der Verdacht auf Masch, den ich als einen ordentlichen Menschen kenne?" fragte der Mühlenbesitzer Ebel.

„Ihr meint den Martin Masch, den Tagelöhner hier im Dorfe, von dem weiß man bis jetzt nichts Böses zu sagen! Der Verhaftete und zahlreicher Einbrüche Angeklagte ist der Bruder desselben, welcher seit Ende Februar erst hier im Dorfe sich aufhielt! Der Verdacht wurde durch die Frau meines Tagelöhners Becker auf ihn gelenkt, nachdem bisher alle Nachforschungen nach den gefährlichen Dieben vergebens gewesen waren! — Nicht allein hier in Dertzow, auch in Hohenziethen und in Marsin mehrten sich die Einbrüche, und keiner konnte den Thätern auf die Spur

kommen! Da geht die Becker in der Nacht zum 25. Februar nach den herrschaftlichen Gebäuden hinauf, weil sie zur Wäsche bestellt war, und sieht, wie sie nachher behauptete, den Masch vom Hofe schleichen! Sie weckte den Inspektor, und es fand sich, daß ein bedeutender Getreidediebstahl ausgeführt war. Masch wurde dann bald darauf in Folge der von der Becker ausgegangenen Beschuldigung von Seiten der Gerichts-Commission zu Lippehne verhaftet und zur Untersuchung gezogen!"

„Nun meint Ihr, daß er alle Diebstähle damals begangen hat?" fragte der Müller Baumgart.

„Er und sein Bruder Martin, der seit einer Woche unser Dorf verlassen hat und nach Trampe gezogen ist, weiter keiner, denn seitdem sie beide fort sind, ist doch wieder Ruhe und Sicherheit eingekehrt," meinte der Bauer Weiß, „Becker's hielten sich nun hier in Dertzow nicht mehr für sicher, denn Masch hat ihnen, als er in das Gefängniß abgeführt wurde, den Tod geschworen!"

„Sie haben also aus Furcht Euren Dienst und das Dorf verlassen? Was soll ihnen der Gefangene denn anhaben! Ich glaube, Ihr seid hier in Dertzow auch gar zu ängstlich! Der, den Ihr fürchtet, sitzt ja nun hinter Schloß und Riegel," sagte der Mühlenbesitzer Ebel.

„Die Becker'schen Eheleute sind trotzdem zu dem Bauer Dittmer nach Hohenziethen gezogen, da sie sich hier nicht mehr recht sicher fühlten" —

„Da kommt ja Euer Schulze Altmann," unterbrach Baumgart den Bauer Weiß und blickte zu der Thür der Schänkstube hin, welche geöffnet wurde.

Der Dertzower Schulze, ein wohlbeleibter und wohlhabender Mann, trat ein und schien ganz athemlos und in großer Aufregung zu sein.

Die drei Männer wandten sich zu ihm hin — der Krüger grüßte diensteifrig — Altmann dankte und trat dann, seine Mütze abnehmend, zu dem Tisch, an welchem der ihm befreundete Müller Baumgart saß.

„Schöne Geschichten," sagte er mit der wichtigen Miene eines Beam-

ten, „nun können wir wieder auf alles gefaßt sein, nun ist die Zeit der Ruhe und der Sicherheit wieder vorüber!“

„Vorüber? Was giebt es denn?“ fragten Ebel und Weiß fast zu gleicher Zeit.

„Was wird es geben! Der Masch ist entsprungen,“ antwortete der Schulze, „soeben hat es mir der Landgensd'arm gemeldet!“

Altmann hatte diese Worte so laut und vernehmlich gesprochen, daß auch der Krüger sie gehört hatte — er setzte seine Flaschen und Gläser hin und trat mit offenem Munde zu dem Tische, an welchem nun der Schulze Platz nahm —

„Gottes Wunder — der Mensch ist entsprungen?“ fragte er —

„Das Leben im Lippehner Gefängnisse hat ihm wohl nicht zugesagt,“ antwortete Altmann, „da gab es zu wenig Abwechselung und Zerstreuung. Er hat es dort so gemacht wie bei uns mit den Kellerfenstern, er hat den Raum zwischen zwei eisernen Fenstertraillen erweitert, sich geschickt hindurchgedrängt und dann in den Gefängnißhof hinuntergelassen, so erzählte mir soeben der Gensd'arm. Die Mauer ist nicht hoch, mit Leichtigkeit ist er über sie fortgekommen — und nun ist er frei!“

„Das ist unser Unglück,“ rief der Bauer Weiß, „nun können wir uns auf alles gefaßt machen! Man ist ja seines Lebens und seiner Habe nicht mehr sicher!“

„Sagt doch, Altmann,“ fragte Ebel den Schulzen, „wo stammt dieser Masch eigentlich her? Ihr müßt doch alles aus den Akten wissen!“

„Bei mir ist alles in Ordnung, da könnt Ihr alles finden. Ich will's Euch erzählen, wie es in den Akten verzeichnet steht! Karl Masch ist der Sohn des Tagelöhners Martin Masch und wurde am 8. April 1824 zu Forsthaus Brunken, welches damals zu den Dienstwohnungen nicht mehr verwendet wurde, in der Nähe von Berlinchen geboren. Dieser alte Masch, welcher im Jahre 1838 starb, und auch die Frau desselben waren ordentliche Leute. Sie zogen dann nach Hohenziethen, arbeiteten tüchtig und wollten ihre Kinder zu ordentlichen Menschen machen.

Nach dem Tode des Alten aber wurde die Sache anders. Johann Gottlieb Masch, der älteste Sohn, war ein jähzorniger Mensch. Als er bei dem Bauer Zeglin in Beyersdorf diente, warf er seine begehrenden Blicke auf die Tochter desselben und als diese ihn abwies und einen anderen Bewerber vorzog, faßte er den Entschluß, sie zu tödten. Am 8. Dezember 1843 führte er seine That aus. Er stieß dem Mädchen ein Messer ins Herz, daß auf der Stelle der Tod erfolgte. Er wurde ergriffen und sollte gerädert werden, wurde aber zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Im Jahre 1849 starb er in dem Zellengefängnisse zu Moabit bei Berlin."

„Von der Sache weiß ich," bestätigte Ebel, welcher aus Beyersdorf war, „das verhält sich alles so: er erstach sie, weil sie seine Liebesanträge zurückwies!"

„Martin Masch, welcher bis zum Frühjahr hier in Dertzow wohnte," fuhr der Schulze fort, „ist im Jahre 1821 geboren und verheirathete sich mit der Charlotte Kohlschmidt aus Wuthenow. Die alte Masch lebt bei ihm, nun hat sie natürlich ihr mütterliches Ansehen eingebüßt und ihre früheren guten Vorsätze wohl dazu. So lange der Karl Masch nicht hier in Dertzow war, konnte über Martin nicht geklagt werden, jetzt aber scheint er mit dem Bruder gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben!"

„Es ist gut, daß man das alles hört und weiß," meinte der Müller Baumgart, „da kann man auf der Hut sein und auch andere warnen."

In diesem Augenblick, in welchem die Männer an dem Tische eifrig in ihr Gespräch vertieft waren, der Krüger im Hintergrunde der Schänkstube viel zu thun hatte und in dem Tanzraume die größte Freude und Ausgelassenheit herrschte, kam von der Landstraße ein Mann daher, welcher sich hastig nach allen Seiten umsah und dann, als er sich überzeugt hatte, daß Niemand draußen vor dem Kruge zu erblicken war, sich den Fenstern vorsichtig näherte, wie wenn die Neugier oder ein geheimer Grund ihn antrieb, hineinzusehen. Er war groß und schlank, seine Schultern waren breit, seine Bewegungen fast elastisch zu nennen. Das Gesicht war voll,

jedoch blaß. Das dichte Haupthaar trat in der Mitte der Stirn in einer Spitze hinab, ein dunkeler Bart bedeckte das Kinn, die Backen und die Oberlippe. Die stechend grauen Augen wurden durch starke, schwarze Brauen beschattet — unter denselben blitzten lauernd die Blicke des Mannes zu den Fenstern hin. Es war etwas unheimlich Schleichendes in seinen Bewegungen, etwas Unstätes in seinem Wesen, etwas Drohendes in seinem Auftreten. Als er in den Tanzraum geblickt hatte, ohne daß man ihn draußen in der Dunkelheit der hereinbrechenden Nacht erkennen konnte, schritt er an der Hausthür vorüber und sah in die Schänkstube — ein zufriedenes Lächeln glitt über sein bleiches, bärtiges Gesicht, als er den Schulzen mit den anderen Männern am Tische sitzen sah — sie waren so eifrig im Gespräche, daß sie die an dem Fenster gespensterhaft vorüberwandelnde Gestalt nicht bemerkten — hätten sie die Erscheinung erblickt, so wäre wohl der Glaube in ihnen aufgestiegen, daß der Geist desjenigen draußen vorüber schwebte, von dem sie sprachen — —

Während die Gestalt sich schnell vom Kruge wieder entfernte und in einem Bogen die Richtung einschlug, in welcher die herrschaftlichen Gebäude am anderen Ende des Dorfes lagen — während die meisten Bauern und Tagelöhner ihre Betten aufsuchten und in den niedrigen Häusern ein Licht nach dem andern erlosch, fuhr der Schulze noch eifrig in seiner Erzählung fort — er that sich gern bei solchen Gelegenheiten etwas wichtig, prahlte mit seiner Wachsamkeit und Körperkraft und — ließ es doch meistens bei den schönen Worten bewenden.

„Karl Masch besuchte in Hohenziethen die Schule und wurde dort auch confirmirt," fuhr er fort, „aber gelernt hat er blutwenig, so daß er nicht lesen, nicht schreiben lernte, lieber Vogelnester ausnahm, im Herbste Sprengruthen aufstellte, fremde Tauben abfing und verkaufte, Obst aus den Gärten stahl und dergleichen mehr. Ja, selbst die Eltern betrog er auf alle nur mögliche Weise, und als der Vater starb, war er ein Bursche, welcher an keiner Arbeit Vergnügen fand und das Landstreichen dem ordentlichen Leben vorzog. Der Tod des Alten mag nun

doch wohl einen Eindruck auf ihn gemacht haben! Er trat zu Herrn von Quillfeldt in Hohenziethen in Dienst und blieb dort vier Jahre bis 1842. Obwohl er hier nach der Aussage des Genannten und der anderen Dienstleute ordentlich und brauchbar war, zeigte er doch eine Leidenschaft, welche ihn wiederholt in Streit und Aergerniß verwickelte — er hatte eine unbezähmbare Neigung zu allen Frauen und Mädchen, kümmerte sich bei seinen Liebesanträgen nicht darum, ob diejenige verheirathet oder versprochen war, an welche er sich gerade wandte, und schien seine sinnlichen Triebe auch nicht im geringsten beherrschen zu können."

„Das ist etwas, was an die Geschichte von seinem Bruder bei uns erinnert," meinte Ebel.

„Während der nun folgenden Jahre war er in drei verschiedenen Stellungen, nirgends hielt er aus, überall klagte man über seine Bosheit. Im Oktober 1844 trat er, um seiner Militärpflicht zu genügen, in das zu Soldin damals stehende 14. Infanterie-Regiment und hielt sich hier während der zwei Jahre gut und ordentlich. Nach seiner Entlassung diente er bald hier, bald dort und wurde überall bald seines widerspenstigen, heftigen Wesens wegen entlassen. In den Jahren 1848 und 1849 machte er, als Reservist wieder eingezogen, Märsche nach Schlesien, nach Dresden und dann nach Baden. Als er von dort zurückkehrte, ging er nach Berlin, diente zehn Wochen bei einem Gärtner in Moabit und vermiethete sich dann bei dem Restaurateur, Destillateur und Zuckersieder Hansen. Er blieb auf dieser Stelle ausnahmsweise lange und diente dem Hansen als Kellner, als Zuckersieder, als Bedienter und — gleichsam als Vertrauter! Es muß zwischen Masch und diesem alten Hansen, welcher ein wohlhabender, lüsterner Mann gewesen sein soll, ein ganz besonderes Verhältniß bestanden haben, das für den Herrn und Diener gleich entsittlichend gewesen. Masch hatte es bei Hansen gut; dieser übersah alle Heftigkeiten, Bosheiten und schlechten Streiche seines Dieners und mußte wohl eine Veranlassung dazu haben. Die Leute sagen da wunderliche Dinge, gewiß ist nur, daß der Masch, als er im

Jahre 1854 Hansen verließ, die letzte Spur von Scham und Sittlichkeit verloren hatte. Nach kurzer Zeit erkrankte er und kam damals, um ein Unterkommen und Pflege zu finden, hierher nach Dertzow zu seinem Bruder Martin. Von der Zeit her kenne ich ihn eigentlich erst. Es kam damals in dem Hause zu einem wilden Auftritte. Martin's Frau, gegen welche Karl häufig tückisch war, gerieth mit ihm eines Tages in Streit und ließ fallen, daß er ihren Kindern das Brod aufesse. Da ergriff Karl ein Messer und drang auf sie ein, um sie in blinder Wuth zu tödten.“ —

„Ein gefährlicher Mensch,“ warf der Müller Baumgart dazwischen.

„Die alte Masch, welche zugegen war, hielt ihn mit Mühe und Noth zurück und wurde dafür von ihm an der Hand verwundet. Er mußte nun fort und trat bald in Pyritz, bald in Soldin und dann bei den Oderbauten bei Wrietzen in Arbeit. Sein unstäter Sinn aber ließ ihn nirgends lange weilen! So kam er denn am ersten Weihnachtstage vorigen Jahres wieder hier nach Dertzow, söhnte sich mit seinen Angehörigen aus und machte dann eine Reise nach Helgoland mitten im Winter, allwo die Engländer Mannschaften für den Krimkrieg damals anwarben. Aber er kam krank dorthin, wurde abgewiesen und kam nun nach Dertzow zurück.“ —

In diesem Augenblicke wurde die Erzählung des Schulzen durch einen dumpfen Lärm unterbrochen — die vier an dem Tische sitzenden Männer sprangen auf, ohne sich im ersten Moment erklären zu können, was es gab und was man draußen in der Ferne rief — nur soviel hatten sie sofort herausgehört, daß irgend ein Unglück im Anzuge war, daß dumpfe Hilferufe durch die Nacht herbeidrangen. —

Auch im Tanzraume schien man den Lärm gehört zu haben, da mehrere Knechte ins Freie eilten. —

„Feuer — Feuer,“ tönte es nun laut und grauenhaft.

Die Folgen eines solchen Rufes und den Eindruck, welchen derselbe macht, kann nur der ganz verstehen und ermessen, welcher einmal eine Feuersbrunst auf dem Lande erlebt hat. Mit diesem Rufe erwachen

für den Landmann alle Schrecknisse und völliges Entsetzen, da er der unaufhaltsamen Verbreitung des gierigen Elements ja hülflos preisgegeben ist! Was nützen die wenigen, meistens in schlechtestem Zustande sich befindenden Spritzen, was hilft selbst die Opferfreudigkeit der benachbarten Dörfer, welche bei solcher Gelegenheit ihm Hilfe zuschicken — bevor dieselbe an Ort und Stelle ist, haben die züngelnden Flammen bereits ein Gehöft nach dem anderen ergriffen — die jammernden obdachlosen Besitzer beweinen händeringend ihre Habe und sehen sich plötzlich ohne Haus und Hof — Jeder denkt an sich — keine Einigkeit, keine Besonnenheit, keine Thatkraft ist in solchen Nächten zu erlangen und oft werden dann die ganzen Dörfer ein Raub der Flammen!

„Feuer — Feuer hier im Dorfe," riefen die Knechte draußen und stürmten davon — Musik und Tanz brachen plötzlich ab — Alles eilte vor die Thür — auch der Krüger ließ Flaschen und Gläser stehen, schlug vor Schreck die dicken, rothen Hände zusammen und rannte hinaus — der Schulze und der Bauer Weiß folgten ihm mit bleichen Gesichtern. —

„Gott erbarme sich über uns," riefen sie, als sie aus dem Hause traten und draußen jene unsichere, unheimlich rothe Beleuchtung herrschte, welche die zum Himmel auflodernden Flammen weit verbreiteten. —

„Das sind die herrschaftlichen Gebäude," hieß es, und die Männer eilten vom Kruge nach dem anderen Ende des Dorfes, die Mädchen liefen jammernd auseinander und den Hütten zu, in welchen ihre Eltern schliefen — eine grenzenlose Angst und Verwirrung herrschte — die Gutsknechte und der Inspektor suchten den Schulzen — der Schulze weckte einige entschlossene Männer — überall tönte der Schreckensruf „Feuer" und die Flammen schlugen immer höher aus den Scheunen und Ställen empor, bald im ganzen Dorfe und in weitem Umkreise eine Tageshelle verbreitend.

Die Thür des Spritzenschuppens wurde eingeschlagen, die Wasserbehälter gefüllt, die Spritzen nach den herrschaftlichen Gebäuden gefah-

ren, das Feuer nahm mit jeder Minute an Ausdehnung zu und verbreitete sich schnell über die mit Stroh bedeckten Wirthschaftshäuser.

Drei Scheunen und mehrere Ställe brannten ab, es gelang nicht einmal, das Vieh zu retten, ein großer Theil desselben kam in den Flammen um. Der Thätigkeit der Bauern und Knechte war es endlich gegen Morgen zu verdanken, daß man des Feuers Herr wurde, welches kurz vor Mitternacht und zwar an dem Dach einer Scheune ausgebrochen war, die seit langer Zeit nicht betreten worden. Es mußte daher vorsätzlich angelegt sein. Diese immer lauter werdende Meinung wurde zur Gewißheit, als man am Morgen die Bemerkung machte, daß am hintern Fenster der Inspektorwohnung ein Pfluggestell angelehnt war, ohne Zweifel zu dem Zwecke, mittels desselben in die Verwaltungsräume einzusteigen. Daneben lag ein leerer Sack, welchen der Brandstifter vergessen hatte, als das Feuer zu schnell bemerkt worden war. Derselbe hatte es auf eine Beraubung abgesehen, welche er während der durch das Feuer angerichteten Verwirrung auszuführen beabsichtigt hatte. Ja, er hatte das Feuer, dessen Verheerungen nahezu 20,000 Thaler betrugen, nur zu diesem Zwecke angezündet, war dann aber ohne Zweifel von der Ausführung seines Planes durch die helle Beleuchtung, welche die auflodernden Flammen hervorbrachten, und durch das Hin- und Herlaufen der Dorfbewohner abgehalten worden.

Man rieth nun, wer der Thäter gewesen, suchte sofort nach seiner Spur und bot alles auf, um einen Anhalt zu finden — vergebens! Der Brandstifter war spurlos verschwunden — der Verdacht lenkte sich auf Masch. — Niemand aber hatte etwas von ihm gesehen, und wie sollte er denn auch so schnell von Lippehne herübergekommen und wieder verschwunden sein. — —

Kurz, das Verbrechen blieb unaufgeklärt, die Thäterschaft in tiefes Dunkel gehüllt! —

Es gehört zu den seltensten Fällen, daß Uebertreter der Gesetze sich freiwillig den Behörden zur Bestrafung stellen — geschieht es, so ist meistens anzunehmen, daß sich dahinter irgend ein geheimer triftiger Grund verbirgt, und diese natürliche Annahme wird noch bestärkt, wenn der sich Meldende entweder durch seine bisherigen Verbrechen oder sein Auftreten den Glauben an eine plötzliche Besserung und Reue ausschließt!

So mußte es den Richtern des Königlichen Kreisgerichts zu Soldin wunderbar erscheinen, daß sich am 30. April 1856 plötzlich bei ihnen der aus dem Gefängniß zu Lippehne entsprungene Masch freiwillig meldete, um seine ihm zuerkannte Strafe abzubüßen.

Als Karl Masch gefragt wurde, welche Gründe ihn zu der Flucht und zu der Meldung bewogen hätten, gab er an, daß er in Lippehne schlechte und mangelhafte Kost erhalten habe, und daß ihm auch die Behandlung dort unerträglich gewesen sei.

Der Umstand, daß Masch bei seiner Flucht sich als ein ebenso verwegener wie geschickter Verbrecher gezeigt, war geeignet, die Beamten vorsichtig zu machen. Er hatte mit großem Kraftaufwande den Raum zwischen zwei eisernen Fenstertraillen erweitert, dann sich hindurch geschlängelt und in den Gefängnißhof hinabgeschwungen, dessen Umfassungsmauer er mit Leichtigkeit überstiegen hatte.

Es lag daher auf der Hand, daß Masch einen andern Grund gehabt hatte, sich in Soldin zu stellen. Auch daß man überall nach ihm suchte, hatte ihn wohl nicht dazu bewogen, die Freiheit wieder aufzugeben. Er hatte ohne Zweifel neue Verbrechen begangen und sich gesagt, daß es schlimmer um ihn stand, wenn er ergriffen wurde, und daß ihm ja Niemand irgend etwas nachweisen konnte.

Er wurde denn auch von den Richtern gefragt, ob er in Dertzow gewesen, was sehr anzunehmen war, und ob er etwas von dem Feuer wisse — er leugnete alles, und da er von keinem Menschen gesehen worden war, konnte man ihn nur seiner früheren Verbrechen wegen und für das Entweichen bestrafen.

Der Gang der Untersuchung erforderte es bald, daß er nach Lippehne zurücktransportirt werden mußte, damit dieselbe dort ihren Verlauf nehme.

Auch hier blieb Masch bei seiner Behauptung, daß er an allen ihm zur Last gelegten Diebstählen und Uebertretungen unschuldig sei, daß er, um sich dem Gefängnißleben und der schlechten Behandlung zu entziehen, entsprungen sei und in der Zwischenzeit nichts Böses verübt habe.

„Ich bin mit zwei reisenden Handwerksburschen nach Berlinchen gewandert,“ erzählte er mit der unschuldigsten Miene, „wir haben uns durchgebettelt von Dorf zu Dorf! Wie kann ich in Dertzow gewesen sein, da wir ja einen ganz entgegengesetzten Weg eingeschlagen hatten und ich mich ja schon am 30. April in Soldin, das noch weiter von Dertzow abliegt, gestellt habe! Ich hätte wahrhaftig meine Freiheit nicht aufgegeben,“ fuhr er mit sicherer Miene und Stimme fort, „wenn ich ein Verbrechen begangen hätte und im Besitz von Legitimationspapieren gewesen wäre! Das freie Wanderleben war doch besser, wie der Aufenthalt hier!“

Nunmehr zog sich die Untersuchung in die Länge und es hatte den Anschein, als sollten Dinge zu Tage kommen, welche seine Schuld an der Ausführung der Diebstähle außer Frage stellten.

Diese Beobachtung und die Aussicht, den anbrechenden schönen Sommer im engen Kerker zubringen zu müssen, ließen den Plan in ihm reifen, zum zweiten Male zu entspringen, diesmal aber mit dem festen Beschluß, nicht noch einmal sich freiwillig den Gerichten zu stellen!

Das Unglaubliche geschah!

Obwohl man Masch mit doppelter Aufmerksamkeit bewachte, gelang es ihm in der finsteren, regnerischen Nacht vom 20. zum 21. Mai noch einmal, unbemerkt die Eisenstangen vor dem Fenster seiner Zelle zu verbiegen, sich durch die immer noch schmale Oeffnung mit der Geschmeidigkeit einer Katze hindurchzudrängen und glücklich das freie Feld zu erreichen!

Als der Gefangenwärter am Morgen die Zelle öffnete, wollte er seinen Augen nicht trauen, als er dieselbe leer fand. Er schlug die Hände

über den Kopf zusammen, eilte sofort zu den Richtern, rief sie nach dem Gefängniß und versuchte ihnen nachzuweisen, daß dieser Mensch ohne Zweifel mit dem Teufel im Bunde sei, da er doch nur mit Hilfe desselben bei seinem breiten, muskulösen Körperbau durch die enge Oeffnung hindurchgelangt sein könne.

Wunderbar war es in der That, um so mehr, da die Zelle sich in beträchtlicher Höhe befand. Masch hatte wohlweislich eine regnerische Nacht abgewartet, in welcher es finster und stürmisch war — der Regen hatte die Erde unten locker gemacht, und er hatte den kühnen Sprung hinunter, mithin ohne Gefahr wagen können.

Es wurden nun Steckbriefe hinter Masch erlassen, Belohnungen auf seine Wiederergreifung ausgesetzt und die Polizisten zu vermehrter Wachsamkeit aufgefordert — alles aber war vergebens! Es war keine Spur von dem Entsprungenen zu finden! Die Belohnungen wurden vergrößert, verdoppelt — man beobachtete Martin Masch und alle Angehörigen genau — alles umsonst! Der Entflohene war wie in die Erde gesunken, und während sich bei einem Theile der Bewohner der umliegenden Ortschaften die Meinung geltend machte, daß Masch in eine andere Gegend, vielleicht weit fort in ein anderes Land sich begeben hatte, da das Wandern und unruhige Leben von jeher seine Liebhaberei gewesen war, behaupteten andere, daß er sich trotz aller vergeblichen Nachforschungen dennoch in der Umgegend von Lippehne aufhalte, und daß er sich mit Hülfe seiner Verwandten nur so gut zu verstecken wisse.

Wie überall, so gab es auch hier in den Dörfern und Städtchen bald Abergläubische und Furchtsame, welche von einer ganzen Räuberbande erzählten, die in der Gegend hause, und welche außerdem fest davon überzeugt waren, daß es mit Masch nicht richtig sei, da man ihn hier und dort bestimmt gesehen, bei genauer Durchsuchung aber niemals gefunden habe!

Um diesen unheimlichen Erzählungen Glauben zu schenken und die Furcht und Unsicherheit in der ganzen Gegend zu vermehren, kamen nun

fortwährend größere und kleinere Diebstähle und Einbrüche in allen umliegenden Dörfern vor! In Hohenziethen, Dertzow, Marsin, Marienwerder, Kerkow, Cremlin, Beyersdorf und Eichwerder, auch in vielen anderen Dörfern um Pyritz und Bernstein wurden fortwährend Diebstähle ausgeführt, ohne daß es gelang, einem Thäter auf die Spur zu kommen und einmal auf der That zu ertappen. —

So verging ein Jahr und immer noch fanden von Zeit zu Zeit trotz der Wachsamkeit der Bauern die Einbrüche statt. Auch im Sommer des Jahres 1857 wiederholten sich dieselben, vornehmlich in der Nähe von Pyritz. Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß Holzfäller deutlich im Dickicht des Forstes, welcher sich an dieser Stadt weit hinzieht, eine fremde unheimliche Gestalt gesehen hätten, welche auf einen von ihnen, als er auf sie zukommen wollte, ein Gewehr angelegt hatte. Als dann alle Holzfäller mit Knütteln und Aexten bewaffnet nach der Stelle geeilt waren, hatten sie zwar die Spuren eines Menschen, ihn selbst aber nicht gefunden.

Man wird sich erklären können, daß alle diese Erzählungen ihren Eindruck nicht verfehlten, da bald auch andere Personen am Rande des Waldes schwarzbärtige Männer erblickt haben wollten, und daß man an die Existenz einer Räuberbande glaubte, deren Anführer man als einen großen, herkulisch gebauten Menschen mit einem dichten, verwilderten schwarzen Barte beschrieb.

Die siebzehnjährige hübsche Tochter des Försters Frank zu Schöneberg bei Stargard, Emilie Frank, welche zu Neuendorf einen Dienst angenommen hatte, begab sich am 30. August 1857 auf den Weg nach Schöneberg, um ihre Eltern zu besuchen. Sie kam durch den Wildenbrucher Wald und hier traf sie einen Mann, welcher wie ein Arbeiter angezogen war, sie freundlich grüßte und sie fragte, wohin sie ihr Weg führe.

Emilie, nichts Böses ahnend, da es heller Tag war und der sich zu ihr gesellende Mann nichts Verdächtiges an sich hatte, sagte ihm, daß sie nach Schöneberg wolle.

Nun erklärte der Fremde, daß er denselben Weg zu machen habe und blieb an der Seite der Emilie Frank, welche mit zunehmender Sorge bemerkte, daß der Fremde immer näher neben ihr ging und sie von der Seite mit stechenden Blicken musterte. Bald lobte er ihre Schönheit, ihren hübschen Wuchs und drang mit Fragen in sie, ob sie schon einen Geliebten habe.

Dem Mädchen wurde die Begleitung immer beunruhigender. Als der Fremde nun gar vertraulich zu werden begann, sie umfaßte und mit Anträgen bestürmte, welche ihre Wangen blutroth färbten, sah sie sich ängstlich nach Hülfe um. —

Niemand aber war in der Nähe, der ihr hätte beistehen können.

In diesem Augenblicke packte der Fremde die vergebens um Hülfe Rufende, warf sie mit Riesenkraft auf den Boden und schnürte ihr mit seinen Händen die Kehle so lange zu, bis sie ihre Besinnung verloren hatte. Als der von wilder Gier erfüllte Mensch noch auf der Brust des unglücklichen Mädchens kniete, kam das Geräusch eines Wagens näher — er ließ daher von seinem Opfer ab und floh in den Wald zurück. Emilie kam nach einiger Zeit wieder zur Besinnung — sie fühlte entsetzliche Schmerzen am Halse und in der Brust, erhob sich mühsam und setzte, von Angst erfüllt, ihren Weg fort, obwohl jeder Schritt ihr die fürchterlichsten Qualen bereitete.

Am Abend erreichte sie ihre Heimath und erzählte, was ihr widerfahren — dann aber fiel sie in Folge der schweren Mißhandlungen, welche sie erduldet hatte, in eine langwierige Krankheit, von welcher sie erst nach langer Zeit durch die aufmerksamste ärztliche Behandlung und die treueste Pflege ihrer Angehörigen einigermaßen genas.

Ganz gesund aber wurde sie nicht mehr, sie klagte vielmehr immer noch über Schwäche und Schmerzen. Ihre Aussage wurde zwar zu Protokoll genommen, die Beschreibung des Thäters aber war so mangelhaft, daß man keine Spur desselben fand, auch gar keine Untersuchung einleiten konnte. —

Um dieselbe Zeit wurde den Gerichten von dem Inspektor Wellenthin zu Hohenziethen die Anzeige gemacht, daß ein Mensch in sein Schlafzimmer habe steigen wollen, von den Hunden aber verscheucht sei. Ebenso meldete der Tischlermeister Lauersdorff zu Haselberg, daß ein schwerer Einbruch bei ihm verübt sei, bei welchem der Thäter es ohne Zweifel auf sein Leben abgesehen gehabt habe, daß er aber zum Glück noch durch einige im Nebenzimmer schlafende Personen verjagt worden sei, von deren zufälliger Anwesenheit der freche Thäter ohne Zweifel vorher nichts gewußt habe.

Am 8. März 1858 kam der uns bekannte Mühlenbesitzer Ebel aus Beyersdorf nach dem Pyritzer Stadtforste, um einen Theil des von ihm dort angekauften Holzes abfahren zu lassen. Er war selbst dabei thätig und fand, als er nach dem zerstreut im Walde stehenden Klaftern suchte, einen durch junges Gehölz führenden schmalen Gang, der fast einer Wildfährte glich.

Ebel wollte einmal sehen, wohin diese Spur lief, und verfolgte sie bis zu einer weniger dicht bewachsenen Stelle am Abhange eines Hügels, wohl 200 Schritte von dem durch den Wald führenden Fahrwege entfernt. Hier bog er nun das Gesträuch auseinander und sah, daß der Schnee niedergedrückt war, wie wenn sich Wild gelagert hätte. In geringer Entfernung aber erblickte er einen von Schnee völlig freien Haufen Laub. Das war ihm ein ganz unerklärlicher Anblick! Der Wind konnte den Schnee so sauber nicht fortgeweht haben — das Laub mußte von Menschenhänden so hingeschüttet sein! Waren Holzfäller hier gewesen? Oder hatte ein Dachs das Laub so aufgewühlt?

Ebel wurde in diesem zuletzt erfaßten Glauben noch bestärkt, als er mit seinem Stocke in dem Laubhaufen wühlte, die Blätter und Zweige nun wie in einen Trichter hinabrollten und ein Loch sichtbar wurde. Er sah sich nun um und gewahrte in geringer Entfernung noch ein zweites größeres Loch, während der Boden, als er mit dem Stocke auf denselben klopfte, hohl klang, wie wenn sich unter demselben ein Keller befände.

Seine Neugier wurde mehr und mehr erweckt, denn diese Beobachtungen waren ihm neu und auffallend! Er befand sich mitten im Walde im tiefen Dickicht — Thiere pflegen ihre Höhlen nicht so umfangreich zu machen, ihre Löcher auch nicht mit Laub zu bestreuen. Befand sich hier irgend eine völlig unterwühlte Stelle? Auch das war kaum denkbar und nicht zu begreifen, da rings ja Gesträuche und junge Bäume wuchsen.

Ebel wollte sich Gewißheit verschaffen und bog die Zweige eines nahen Gebüsches auseinander. —

In demselben Augenblick aber fuhr er von Entsetzen erfüllt zurück — aus dem Loche dicht vor ihm stieg ein langer, dicker Knittel empor und dann tauchte der Kopf eines Mannes wie aus einem Grabe auf — er hatte einen dichten, schwarzen Bart, funkelnde Augen und drohende Züge. —

Ebel wich einige Schritte zurück — der Schreck lähmte seine Glieder — er sah nun einen großen, breitschultrigen Mann aus der Erde aufsteigen — ohne ein Wort hervorbringen zu können, starrte er auf den Höhlenbewohner, welcher drohend und den Knittel schwingend auf ihn zukam — Ebel wich zurück und suchte dann einen dicken Baum als Schutz für seinen Rücken, entschlossen, es auf einen Kampf auf Tod und Leben ankommen zu lassen. — —

Da aber wandte der Fremde sich dem Dickicht zu, schwang noch einmal drohend seinen dicken Stock und floh in den Wald hinein.

Nun war die furchtbare Gefahr vorüber! Aber es konnten noch andere Männer in der Höhle unten sein, darum zog es Ebel vor, die Sache nicht allein zu untersuchen, sondern Hülfe herbeizuholen.

Er eilte zurück und erzählte dem Förster und den Fuhrleuten, was er gesehen. Anfangs wollte ihm Niemand Glauben schenken, da bisher weder die Holzfäller noch die Forstbeamten irgend etwas von einer Höhle und von unter der Erde lebenden Menschen gehört und bemerkt hatten — endlich aber schenkten sie seinen Aufforderungen Gehör und folgten ihm

zu der Stelle, an welcher der Mann mit den stechenden Blicken, den drohenden Zügen und dem wilden Barte aus der Erde gestiegen war.

Das ungläubige Lächeln auf ihren Gesichtern schwand, als sie sich der Stelle näherten und die beiden Löcher erblickten. Sie fanden ein rundes Brett, das wie ein Deckel auf die eine Oeffnung paßte, oben mit Erde und Laub bedeckt war, so daß es dem übrigen Boden glich, und ein Loch in der Mitte hatte, durch welches man von unten hindurchgreifen konnte, um den Deckel zuzumachen oder aufzuheben. Das Loch gewährte außerdem auch der Höhle einen Abzug. Das Erdreich war von dem Erbauer der Höhle gut ausgesucht, es war an dieser Stelle so fest, daß er einen sechs Fuß tiefen Schacht senkrecht in die Erde hatte graben können, ohne daß die Wände eingestürzt waren. Aus diesem Schacht führte ein fast fünf Fuß hoher Gang seitwärts in die eigentliche Höhle, welche sieben Fuß lang und ebenso breit war. Der Gang, wie der letztere Raum waren nach Art unterirdischer Schächte an den Seiten mit Baumstämmen bekleidet, auch oben lagen dünnere Stämme, welche die Decke, eine fast zwei Fuß hohe Erdschicht, trugen.

Wie lange mußte der Erbauer zu thun gehabt haben, um in stiller Nacht diese kunstreich erbaute Höhle zu graben und sie so wohnlich und geräumig zu machen, wie sie aufgefunden wurde.

Die Wände waren mit Lehm verschmiert, in dem Seitengange befand sich ein Kamin, welcher das Anzünden von Feuer zum Kochen und Erwärmen gestattete und einen Abzugskanal für den Rauch hatte. Dieses mit einer eisernen Röhre gefütterte Loch war es gewesen, welches Ebel zuerst aufgefunden hatte.

Man kann sich das gerechtfertigte Staunen der Männer erkläre[n], als sie in den Wohnraum gelangten und in demselben an Nägeln, wel[che] in die Pfosten geschlagen waren, Kleidungsstücke und Wäsche, Wür[ste] und Speck, kurz alles hängen sahen, was zur Versorgung eines Hau[s]halts nöthig ist. Man fand außerdem Geräthschaften aller Art, welche der Höhlenbewohner bei seiner plötzlichen und unerwarteten Vertreibung

hatte zurücklassen müssen, ein Beil, einen Dolch, eine Baumsäge, einen Hammer und ein Seitengewehr, das aus einer Sense angefertigt war. Ja, in einer Vertiefung fand man sogar einen Weinkeller, in welchem zahlreiche Flaschen Roth- und Rheinwein, auch Champagner, lagen.

Die aus dem Innern der Höhle genommene Erde hatte er beim Fortschreiten seines Baues, da er sie nicht in der Nähe liegen lassen durfte, mit großer Vorsicht an entfernte Stellen des Waldes getragen und stets so abgelagert, daß sie den Forstbeamten nicht auffallen konnte. Die Erdschicht, welche die Decke der Höhle bildete, war mit Moos und jungen Buchenstämmen bepflanzt, so daß sie sich durch nichts von der übrigen Erdoberfläche des Waldes unterschied. Die mit Laub bedeckten Eingänge waren durch dichtes Gesträuch versteckt.

Um auch nicht ein Bett entbehren zu müssen, hatte er eine starke Schicht junger, trockner Birkenreiser sorgfältig übereinander gelegt, welche die vom Boden heraufziehende Feuchtigkeit abhielten und dem Lager die Elasticität einer Matratze gewährten. Auf den Reisern lag trockenes Heu und eine wollene Decke. Neben dem Bett hing an der Wand eine Pistole, welche der Höhlenbewohner sich aus einer Doppelflinte angefertigt hatte, indem das obere Ende der Läufe und der untere Theil des Schaftes abgeschnitten waren. Selbst an einem Stuhl und an einem Tisch fehlte es ihm nicht.

Den ersteren hatte er sich aus einem sorgfältig behauenen Klotze hergestellt, und als Tisch diente ihm ein an der Wand befestigtes, starkes, breites Brett. Auf demselben stand ein Licht, welches dem Bewohner an langen Winterabenden, oder wenn ungünstiges Wetter ihn nöthigte, in seiner Höhle zu bleiben, seine Wohnung erleuchtete.

Er mußte sich hier in der That sehr behaglich gefühlt haben, da ihm nichts zu einem sorglosen Leben fehlte, er sich in seiner Höhle vielmehr einer gewissen Wohlhabenheit und eines Ueberflusses erfreute, welche, wie sich sofort herausstellte, auf Kosten anderer von ihm erlangt waren — fast alle Gegenstände nämlich, die man vorfand, rührten von

Diebstählen und Einbrüchen her, durch welche die Umgegend so lange schwer heimgesucht worden war.

Der Höhlenbewohner also war der so lange vergebens gesuchte Verbrecher gewesen — nun wuchs nur noch die Furcht vor ihm und es wurde der Glaube an das Vorhandensein einer Räuberbande genährt, deren riesengroßer Hauptmann in dieser Höhle gehaust hatte.

Der Förster ließ sofort den Behörden von dem wunderlichen Funde Anzeige machen, dann setzte er mit so vielen Personen, wie sich in der Eile nur zusammenrufen ließen, dem Entsprungenen nach, dessen Beschreibung der Mühlenbesitzer Ebel nur so unvollkommen wiederzugeben vermochte, daß man durch dieselbe den Thäter nicht erkennen konnte.

Daß derselbe zu den gefährlichsten Räubern zu zählen war, daß er der Schrecken der ganzen Umgegend gewesen, war nach Auffindung dieser Höhle und ihres Inhaltes Jedem klar. Er hatte hier einen Schlupfwinkel gehabt, in welchem er vollständig sicher gewesen war, da Niemand außer seinen Raubgenossen, hier seinen Aufenthalt geahnt hatte. Er war für seinen persönlichen Schutz und zum Angriff bei seinen Streifzügen und Räubereien mit Waffen versehen gewesen — es war mithin von ihm alles, auch Mordthaten, zu erwarten und die Bestohlenen dankten, als sie nun die Höhle sahen und von dem Bewohner hörten, noch Gott dafür, daß er ihnen nur Schinken, Würste, Wein, Wäsche und was er sonst brauchen konnte, genommen und ihnen wenigstens ihr Leben gelassen hatte.

Die Verfolgung des flüchtig gewordenen Räubers war auch diesmal ebenso erfolglos, wie damals nach dem Dertzower Brande — er war spurlos verschwunden!

Die Gensd'armerie wurde verstärkt, ganze Gemeinden thaten sich zusammen, um die Wälder zu durchsuchen, alles aber war vergebens! Einen Theil seines Raubes hatte man in den Händen, mit Staunen und Verwunderung blickte man auf seine Höhle — den Furchtbaren selbst aber fand man nicht! Man hoffte, daß er seinen ihm so liebgewordenen Ver-

steck noch einmal nach einiger Zeit aufsuchen werde und hielt denselben heimlich besetzt — aber auch diese Hoffnung war falsch — der Räuber kehrte nicht mehr zu seiner Höhle zurück, nachdem er aus derselben vertrieben worden war.

Es entstand nun bei Vielen die Meinung, Karl Masch sei der Höhlenbewohner gewesen — doch schwand bald dieser Glaube, da man keine Spur von ihm fand und auch alle Nachforschungen bei seinem Bruder Martin und anderen Verwandten und Bekannten zu keinem Resultate, zu keiner Aufklärung führten! Man hatte Karl Masch seit Jahr und Tag nicht mehr gesehen. —

Am 13. April desselben Jahres kam die Wittwe Wall aus dem Dorfe Altenfließ nach dem im landsberger Kreise liegenden Dorfe Wormsfelde, um zu betteln. Sie besaß weder Angehörige noch einen festen Wohnort, zog vielmehr vagabondirend hin und her und befand sich bereits in vorgerückten Jahren.

Im Kruge zu Wormsfelde fragte sie, als sie sich Branntwein kaufte, nach einem Nachtlager an, da der Spätabend herangekommen war und sie auf dem freien Felde nicht die Nacht zubringen wollte. Der Krüger, welcher Bettler nicht gerne beherbergte, wies sie ab und die Alte verließ das Dorf, sprach der Flasche zu, da es kalt war, und suchte mit ihren Blicken nach einem passenden Orte für die Nachtruhe.

Landstreicher haben ein gutes Auge für solche Zufluchtsorte und pflegen auch nicht wählerisch zu sein! So übte denn ein alter verlassener Backofen außerhalb des Dorfes eine große Anziehungskraft auf sie aus. Es begann finster zu werden. Sie entschloß sich, nachdem sie in dem nahen See noch ihren durch den Branntwein erzeugten Durst gelöscht hatte, in den Backofen zu kriechen und in demselben zu schlafen. Sie sammelte sich etwas Heu und Stroh, nahm es mit in den finstern Raum und machte es sich in demselben so bequem, wie es die Umstände erlaubten. Nach wenigen Minuten schon schlief sie so fest, daß sie schnarchte.

Sie hatte die Holzthür des frei auf dem Felde stehenden Ofens angelehnt und war gegen Wind und Wetter der Aprilnacht geschützt.

Kaum hatte sie einige Stunden geschlafen, als die Thür des Backofens von außen geöffnet wurde und ein Mann an der Oeffnung erschien, welcher ohne Zweifel die Absicht hatte, gleichfalls in diesem entlegenen Raume zu übernachten. Er war groß und stark gebaut und hatte breite Schultern — ein dunkler Bart bedeckte die Backen, das Kinn und die Oberlippe, seine Augen waren von schwarzen Brauen überschattet und hatten etwas unheimlich Lauerndes.

Er schien zu erschrecken, als er an dem Schnarchen erkannte, daß sich schon Jemand in dem Backofen befand. Da aber, als die Alte sich rührte und erwachte, sah er, daß er sich in weiblicher Gesellschaft befand und nun kroch er getrost in den Raum, um gleichfalls in demselben zu übernachten, indem er der Bettlerin einen guten Abend wünschte und sie nach ihrem Namen fragte.

Die Alte sagte ihm, daß sie die Wittwe Wall aus Altenfließ sei und die Nacht in dem Backofen zubringen müsse, da der Krüger ihr kein Obdach gewährt habe.

Der Fremde kam mit ihr überein, den geschützten Platz theilen zu wollen, dann aber begann er sie mit Worten und Liebkosungen zu bestürmen, welche der alten Bettlerin gewiß lange nicht zu Theil geworden waren, welche sie aber trotzdem entschieden zurückwies. Sie sträubte sich immer hartnäckiger — da schien den Fremden, welcher in dem finstern Raume nicht unterscheiden konnte, daß die Frau alt und gebrechlich war, der Zorn mit aller Heftigkeit zu übermannen, er packte sie, setzte seine Knie auf ihren Leib, um sie wehrlos zu machen und schnürte mit beiden Händen ihre Kehle zu. —

„Mann — Mann,“ stöhnte die Alte noch, die nur wenige Augenblicke sich wehrte — dann erstickte sie unter den Fäusten des Mörders, der sie erwürgt hatte.

Als er fühlte, daß sie nicht mehr zuckte, daß der Tod eingetreten

war, zog er sie nach wenigen Minuten aus dem Backofen, lud den Leichnam auf seine Schultern und trug ihn nach dem nahen See, in welchem er den entseelten Körper warf — dann verschwand er in dem Dunkel der Nacht. — —

Am Morgen des folgenden Tages begab sich die Tagelöhnerfrau Buchholz aus Wormsfelde nach dem See, um Wäsche zu spülen. Sie schritt auf dem in den See hineingebauten Brettersteig bis zum Ende desselben und kniete nieder, um ihre Arbeit im Wasser zu beginnen.

Da plötzlich faßte ihre Hand auf einen Gegenstand, der ihr einen Schrei des Entsetzens entlockte — sie hatte auf einen Leichnam gefaßt, welcher nun dicht vor ihr in dem flachen Wasser lag!

Schnell eilte sie nach dem Dorfe zurück, um ihre Nachbarn herbeizurufen. Sie brachten den entseelten Körper an das Ufer und zeigten der Behörde an, daß sie die Leiche der ihnen als Bettlerin bekannten Wittwe Wall aufgefunden.

Am nächsten Tage fand die gerichtliche Besichtigung des Leichnams an Ort und Stelle statt.

Es zeigten sich am Halse rothunterlaufene Stellen und am Kinne kleine wunde Flecke, wie sie beim Kratzen leicht entstehen. Die Beamten schenkten diesem Umstande aber keine eingehendere Beachtung, auch wurde es nicht auffallend gefunden, daß man in dem nahe gelegenen Backofen einige Kleidungsstücke der Bettlerin und eine Branntweinflasche fand, man suchte sich vielmehr, ohne an die Möglichkeit eines Mordes zu denken, den Befund dadurch zu erklären, daß die Wittwe Wall sich die unbedeutenden Verletzungen selbst zugefügt und unter Zurücklassung ihrer letzten Habseligkeiten aus Lebensüberdruß den Tod in den Wellen des Sees gesucht habe. Ja, man versäumte es sogar, eine Obduction vorzunehmen, welche den Mord erwiesen haben würde. Sie war ja eine alte Bettlerin, wer sollte sich denn auch an ihr vergriffen haben, da bei ihr keine Werthsachen zu finden waren.

Sie wurde eingescharrt und nach wenigen Wochen dachte Niemand

mehr an den Vorfall, so daß es den Anschein hatte, als sollte dieses schändliche Verbrechen niemals an das Tageslicht kommen! —

Der Leser folge uns nun nach dem Soldiner Kreise, allwo in der Nähe der kleinen Stadt Berlinchen das Gut Albertinenburg liegt, welches dem Gutsbesitzer Neumann gehört.

Am 5. August 1858 waren Neumann und seine Frau verreist. Bei ihnen diente die Tochter des Stellmachers Fehlhaber zu Blankensee, Henriette Fehlhaber, als Stubenmädchen und sie wurde ihres Fleißes und ihrer Ordnungsliebe wegen in dem Hause gern gesehen und werth gehalten. Außer ihr diente noch ein zweites Mädchen bei Neumann, Namens Sophie Schimmel und beide pflegten in einer parterre gelegenen Stube zusammen zu schlafen.

Am Abend des 5. August aber begab sich Sophie Schimmel auf den Wunsch ihrer Herrschaft nach den oberen Räumen des Hauses, damit dieselben während der Abwesenheit der Familie Neumann bei Nacht nicht ganz unbewacht blieben.

Die beiden Mädchen wünschten sich, als sie sich etwa um die elfte Abendstunde trennten, fröhlich und munter eine gute Nacht, scherzten noch in jugendlichem Uebermuthe miteinander und begaben sich dann in ihre Schlafräume — die Schimmel nach dem oberen Stockwerk — Henriette Fehlhaber in ihre parterre gelegene Stube.

Das heitere, gesunde, kaum zweiundzwanzigjährige Mädchen wurde, als es allein unten war, plötzlich von einer unerklärlichen Angst und Unruhe befallen, wie Henriette dergleichen sonst nicht kannte — es war ihr, als umschlich sie etwas Böses. Wer aber sollte denn gerade in dieser Nacht nach dem entlegenen Landgute kommen, auf dem man nie Landstreicher, Bettler oder derartige unheimliche Gäste bemerkte!

Alle Beruhigungen und Zureden aber wollten nicht helfen — es war der Einsamen, als sehe sie, an das Fenster tretend, wirklich einen Schatten draußen umherschleichen. Sie eilte zu der Stubenthür, drehte

den Schlüssel zweimal im Schlosse herum und hielt sich nun für sicher, da ja Niemand ohne weiteres, wie sie sich sagte, eintreten konnte. Dann zündete sie sich Licht an und warf noch einen prüfenden Blick hinaus in das Freie — nichts regte sich rings — es war alles still weit und breit — eine sonderbare innere Aufregung hatte sie wohl vorhin getäuscht, denn nun war nichts draußen zu erspähen.

Um sich ganz zu beruhigen und die Furcht vor allem Bösen zu verscheuchen, nahm Henriette Fehlhaber ihr Gesangbuch zur Hand, schlug es auf und setzte sich an den Tisch, auf welchem das Licht brannte, um in dem Buche zu lesen.

Sie hatte sich nicht geirrt, als sie vorhin einen durch das Dunkel hinhuschenden Schatten zu erblicken gemeint hatte — ihre Ahnung, welche sie beunruhigte und quälte, täuschte sie nicht. Draußen schlich ein Mensch um die herrschaftlichen Gebäude — näher und näher zog er seine Kreise, um sich sein Opfer zu suchen — wie die Tigerkatze mit blutdürstigen Blicken und lechzender Zunge ihr unglückliches Opfer umkreist!

Wir kennen diesen großen, breitschultrigen Mann mit dem bärtigen Gesichte und den stechend lauernden Augen, es ist derselbe, welcher im Wildenbrucher Walde, von unbezähmbarer sinnlicher Begierde erfüllt, die hübsche Tochter des Försters Frank überfiel und fast erwürgte; derselbe, welcher bei der alten Bettlerin erschien und ihr den Hals mit seinen beiden Händen zuschnürte, um sie sich willig zu machen und sie zu tödten. Derselbe schreckliche Mensch, welchen der Mühlenbesitzer Ebel aus der Erde aufsteigen sah und welcher stets spurlos nach vollbrachter That verschwand!

Die hübsche, üppig entwickelte Henriette Fehlhaber erweckte seine Begier und außer dem glaubte er bei ihr eine namhafte Summe zu finden, da er sie für die Wirthschafterin hielt. Unter dem Schutze der finsteren Nacht huschte er um das Haus, dann blieb er vor dem erhellten Fenster der kleinen Stube stehen, in welcher Henriette Fehlhaber, noch in

dem Gebetbuche lesend, saß. Er unterrichtete sich von der Lage der Zimmer und der ganzen Oertlichkeit genau und machte seinen Plan.

Das Mädchen schien durch das Lesen in dem Buche die volle Ruhe wiedererlangt zu haben. Sie erhob sich, als die Mitternachtsstunde herangekommen war und begann sich zu entkleiden. Da fiel ihr ein, daß sie die Thür zugeschlossen hatte, und daß am Morgen ganz früh die Sophie Schimmel einige Schlüssel aus ihrer Stube haben mußte. Da sie so früh, wie diese, nicht aufzustehen brauchte, schloß sie die Thür wieder auf, damit sie am Morgen noch ein Stündchen ruhig weiter schlafen könnte.

Dann löschte sie das Licht aus und begab sich zu Bett.

Als nun der draußen unter dem Fenster Lauernde annehmen konnte, daß sie fest eingeschlafen, stieg er durch ein offenstehendes, aber mit Eisentraillen versehenes Fenster, nachdem er die Eisenstangen mit Hülfe eines dicken Stückes Holz so weit auseinandergebogen hatte, daß er sich durch die Oeffnung drängen konnte, in ein unbewohntes Zimmer des Erdgeschosses. Niemand hörte und sah ihn. Aus dem Zimmer gelangte er, nachdem er seine Stiefel ausgezogen hatte, in die Hausflur und aus dieser schlich er sich in das Schlafgemach des Mädchens, dessen unverschlossene Thür er leise öffnete.

Henriette Fehlhaber schlief so fest, daß sie die vorsichtigen Tritte des zu ihrem Bette schleichenden gräßlichen Menschen nicht hörte — sie erwachte nicht!

Er erreichte auf den Zehen gehend, das Bett, tastete mit seinen blutgierigen Fingern, da es ganz finster in der Stube war, leise an dem Körper der Schlummernden hinauf bis zum Halse, dann drückte er mit beiden Daumen zu. —

Die Unglückliche stieß ein langgedehntes „Hu!“ hervor — dann rief sie noch „Herr Gott“ — der Mörder schwang sich zu ihr auf das Bett, drückte fester zu, kniete auf ihren Armen, damit sie sich nicht wehren konnte und erwürgte sie. Nach wenigen Minuten zuckte das neue Opfer

des blutgierigen Unmenschen nicht mehr — Henriette Fehlhaber hatte ihren Geist ausgehaucht.

Der Mörder ließ nach einiger Zeit von dem Körper des Mädchens ab, zündete Licht an und durchsuchte nun die Kommode und die Taschen der neben dem Bett liegenden Kleider — seine Hoffnung auf einen ansehnlichen Raub wurde getäuscht — er fand nur 1½ Silbergroschen. Diese nahm er mit, sonst rührte er nichts von den Sachen der Ermordeten an. —

Als Sophie Schimmel am Morgen in die Stube der Fehlhaber trat, um die Schlüssel zu holen, rief sie der scheinbar noch schlafenden einige scherzende Worte zu. Als diese nicht antwortete, auch sich gar nicht rührte, trat Sophie Schimmel an das Bett — und wich dann von Entsetzen erfüllt zurück — Henriette Fehlhaber lag mit gebrochenen Augen todt da.

Sie konnte nicht ohne Kampf gestorben sein, denn sie lag fast ganz entblößt und mit emporgezogenen Knieen im Bett. Die Decke war bis zu dem Fußende der Bettstelle zurückgeschoben, am Halse und an den Armen aber waren große, mit Blut unterlaufene Stellen sichtbar.

Die Schimmel holte nun jammernd die übrigen Bewohner des Hauses herbei, welche sich gleichfalls davon überzeugten, daß das am Abend vorher noch so gesunde und fröhliche Mädchen in der Nacht plötzlich vom Tode ereilt war. Niemand glaubte an einen Mord, da kein Schrei gehört worden war und nichts geraubt zu sein schien. Auch an den Fenstern und Thüren war nichts von einer Gewaltthat zu bemerken, da der Mörder, nachdem er durch das Fenster ins Freie gestiegen war, die Eisenstange wieder in ihre frühere Lage gebogen hatte. Wie war das lebensfrische Mädchen nun so schnell und so jäh um das Leben gekommen?

Man holte sofort aus Berlinchen den praktischen Arzt Dr. Müller nach dem Gute und dieser besichtigte und untersuchte die Todte. Sophie Schimmel und die anderen machten ihn auf die blutrünstigen Stellen am Halse und an den Armen aufmerksam, er aber erklärte, daß der Tod der Henriette Fehlhaber in Folge eines Schlaganfalls eingetreten sei, welcher ihr, wie er sagte: „das Genick abgestoßen habe.“

In Folge dessen gab er die Erlaubniß zur Beerdigung und stellte auch den Todtenschein aus.

Dem Stellmacher Fehlhaber in Blankensee wurde von dem Ableben seiner Tochter Anzeige gemacht und er kam mit seiner tiefbetrübten Frau weinend herbei, um die Leiche des so plötzlich gestorbenen Kindes in Empfang zu nehmen. Die Eltern fuhren mit derselben nach Blankensee zurück und senkten sie schmerzerfüllt hinab in die Erde.

Auch dieses schreckliche Verbrechen schien mit der Leiche des unglücklichen Mädchens begraben zu sein und unentdeckt bleiben zu sollen.

Während dieser Zeit nahmen die nächtlichen Einbrüche und Brandstiftungen in den verschiedenen Gegenden der Neumark ihren Fortgang, ohne daß man des gefürchteten schrecklichen Thäters habhaft werden oder auch nur eine Spur von ihm entdecken konnte.

Auf dem nahe bei Soldin gelegenen Vorwerke Eichwerder brannte plötzlich eine Ziegelscheune ab und es war unzweifelhaft, daß dieses Feuer nur zu dem Zwecke angelegt worden war, die entstehende Verwirrung zur Beraubung der Wirthschaftskasse zu benutzen.

Zu dieser Zeit lenkte sich durch die folgende Brandstiftung der Verdacht, diese und die anderen Unthaten begangen zu haben, von neuem auf Karl Masch.

Wir haben aus dem anfangs mitgetheilten Gespräche welches im Dertzower Kruge geführt wurde, gehört, daß Masch damals durch eine Frau Becker eines Getreidediebstahls bezichtigt worden war und in Folge dieser Aussage in das Gefängniß hatte wandern müssen. Die Becker'schen Eheleute waren, um der Rache des Diebes zu entgehen, von Dertzow zu dem Bauer Dittmer nach Hohenziethen gezogen.

Nun entstand plötzlich in dem Hause, in welchem die Becker'schen Eheleute in Hohenziethen wohnten, ein Feuer, welches von ruchloser Hand angelegt war. An das Haus stieß ein Stall — auch dieser und eine Scheune wurden ein Raub der Flammen, so daß nicht allein alle

Vorräthe und das Vieh verbrannten, sondern auch die in dem Hause schlafenden Menschen rettungslos umgekommen wären, wenn die Frau Becker damals nicht gerade krank gewesen wäre. Sie lag wach im Bett und sah das Feuer, welches sich mit grauenerregender Schnelligkeit ausbreitete, noch zur rechten Zeit, sie weckte mit lauter Stimme die anderen Bewohner des Hauses und es gelang ihr, sich, ihren Mann und ihre Kinder aus den züngelnden Flammen zu retten.

Da hier weder ein Raub stattgefunden hatte, noch eine zufällige Entstehung des Feuers möglich war, drängte sich Allen der Gedanke auf, daß es sich um eine That der Rache gehandelt habe, ausgeführt von Karl Masch, dessen Aufenthalt allerdings Niemand kannte und von dem noch immer keine Spur aufgefunden war. Man forschte von neuem nach ihm an allen Orten, an denen man ihn vermuthete, durchsuchte wiederholt plötzlich die Wohnung seines Bruders und andere Schlupfwinkel, doch alles ohne den geringsten Erfolg, so daß man immer wieder ohne eine Aufklärung, ohne einen Anhalt blieb und die Gerichte nicht anrufen konnte.—

Etwa vier Wochen waren nach dem so plötzlichen Tode der Henriette Fehlhaber verflossen. Wir führen den Leser von Soldin westwärts nach der von Berlin nach Freienwalde an der Oder sich hinziehenden Landstraße.

Der Fuhrmann Wilhelm Wattrow aus Neu-Tornow hatte ein Fuder Heu nach Berlin zum Verkauf gebracht, das Geld erhalten und seine Geschäfte erledigt. Am 10. Septbr. 1858 trat er mit seinem leeren Wagen den Rückweg nach seinem Heimathsorte an. Er traf auf der Landstraße mehrere ihm bekannte Bauern und fuhr bis Werneuchen in der Gesellschaft derselben. In dem Kruge dieses Dorfes machte er Halt, um seine Pferde zu füttern, und sich selbst durch einen Imbiß zu stärken und etwa um die zehnte Abendstunde rüstete er sich zur Weiterfahrt. Er hatte dieselbe allein, ohne Begleitung und Gesellschaft zu machen, da zur Nacht Niemand weiter aus dem Kruge aufbrach. Er aber ließ sich dadurch nicht zurückhalten, schirrte die Pferde auf, verabschiedete sich von dem

Krüger, welcher hinter ihm sein Häuschen schloß, da die Nacht anbrach, setzte sich auf seinen Wagen und trieb die beiden Pferde zur Eile an.

Die Chaussée führte in geringer Entfernung an den zwischen Strausberg und Heckelberg liegenden Heidekrug-Leuenberger Forsten vorüber. — Wattrow war ermüdet, sein Kopf sank ihm auf die Brust — er hatte die Leine der bald Schritt für Schritt gehenden Pferde um die Hand gewunden und als er gegen Mitternacht zwischen Tiefensee und Leuenberg sich befand, schlief er ganz fest. Die Landstraße, welche mitten durch den Wald läuft, ist hier etwas bergig — der Wagen rollte, ohne den Pferden Mühe zu machen, bergab, als plötzlich ganz in der Nähe ein Schuß dröhnte. —

Der Fuhrmann Wattrow erwachte in demselben Augenblicke und es war ihm, als hätte er einen Schlag in den Nacken erhalten — er sah sich um, da er, vom Schlafe benommen, im ersten Moment nicht wußte, was geschehen war, ob sich ein Fremder auf seinen Wagen geschwungen — die Pferde waren von dem Schuß erschreckt und eines auch von einigen Streifkörnern getroffen, sie zogen scharf an und jagten im schnellsten Laufe davon.

Nun erst fühlte Wattrow einen stechenden Schmerz im Nacken und als er mit der Hand über denselben hinfuhr, hatte er dieselbe voll Blut. Er machte sich die schwere Gefahr, welcher er entronnen war, klar. Ein Wegelagerer, ein von der Absicht, einen Raubmord auf der Landstraße zu begehen, erfüllter Mensch hatte sein mit Posten und Schrot geladenes Gewehr von seinem Verstecke hinter einem dicken Baumstamme aus, gerade in dem Augenblicke abgeschossen, als sein Wagen dicht an dem Baume vorübergerollt war — er hatte gut gezielt und mit fester Hand abgedrückt, das bewies am besten der Umstand, daß Wattrow einen Theil der Körner im Genicke hatte. Hätten dieselben ihn wenige Zoll höher getroffen, dann wäre er unrettbar dem Tode verfallen gewesen. Und hätten außerdem die Pferde nicht schnell und plötzlich den Wagen mit fort-

gerissen, so wäre der freche Wegelagerer ohne Zweifel noch zu einem zweiten Schuß gekommen oder den Pferden in die Zügel gefallen.

Aber auch jetzt war noch nicht alle Gefahr vorüber, sagte sich Wattrow — wenn der Raubmörder ihn verfolgte? Wenn er hier einen Spießgesellen ausgestellt hatte? Es war noch immer das Schlimmste zu befürchten. Er ließ den Thieren daher die Zügel schießen, um das nicht mehr ferne Dorf so schnell wie möglich zu erreichen. Dort erst konnte er sich vollkommen sicher fühlen — dort wollte er von dem Geschehenen sofort Anzeige machen.

Da plötzlich sah er etwas, was ihm die Haare zu Berge stehen ließ — er fühlte, daß an seinem Wagen etwas zu zerbrechen im Begriff war und erkannte, daß eines der beiden Vorderräder hin und her schwankte, daß es in wenigen Augenblicken ganz vom Wagen abgehen mußte, da es nur noch lose an der Achse hing.

Sollte er es wagen, anzuhalten, da er keine andere Waffe als einen starken Knotenstock hatte, der Räuber oder die Räuber aber Gewehre besaßen? — Es galt, alles zu wagen und um jeden Preis das Dorf zu erreichen.

Schnell entschlossen, hieb er auf die Pferde ein, welche nun noch schneller mit dem Wagen davoneilten — in etwa zwanzig Minuten war er aller Gefahr entronnen, war er im Dorfe. Wenn nur so lange das Rad hielt.

In rasender Eile flogen die Pferde mit dem Wagen hin. —

Da plötzlich gab es einen heftigen Schlag — das Rad hatte sich von der Achse gelöst und rollte in den zur Seite der Chaussée sich hinziehenden tiefen, ausgetrockneten Graben, der Wagen aber wurde eine Zeit lang auf dem Wege hingeschleift, so daß er in jedem Augenblick ganz zerbrechen konnte.

Die Pferde standen still, da es zu schwer war, den Wagen weiter zu ziehen — und nun sah Wattrow das Schlimmste voraus, wenn die Wegelagerer ihn verfolgten. Er war hülflos ihnen preisgegeben.

Schnell faßte er einen Entschluß. Hier mitten auf der Landstraße durfte er die Nacht nicht zubringen, es galt, das Rad zurückzuholen und an dem Wagen zu befestigen.

Er steckte seinen Lederbeutel mit dem Gelde in den Schaft seines Stiefels, ergriff als einzige Waffe seinen starken Knotenstock und verließ sein Fuhrwerk, fest entschlossen, sein Leben zu vertheidigen und dem Räuber zu zeigen, daß er Muth und Kraft besaß.

Wattrow war ein großer starker Mann, deres schon einmal zu einem Kampfe kommen lassen konnte — aber alle seine Kräfte hätten ihm nichts genützt, wenn der habgierige Mörder herbeigeschlichen wäre und auf ihn sein Gewehr abgeschossen hätte.

Jedenfalls befand sich der auf der menschenleeren nachtumhüllten Chaussée hülflos dastehende Fuhrmann im Bereiche einer sichtbaren Gefahr. Niemand war rings zu sehen und zu hören. Niemand konnte seinen Hülferuf vernehmen, denn die ersten Häuser des Dorfes lagen noch zu fern und außerdem schliefen die Bewohner fest. Seine Wunden brannten heftig — es war ihm, als stände seine letzte Stunde bevor.

Als er von dem Wagen stieg, ließ er seine prüfenden Blicke auf der Landstraße hingleiten — zum Glück befanden sich hier nicht mehr Bäume zu beiden Seiten derselben, so daß Wattrow doch einige Schritte weit mit seinen Augen die Dunkelheit durchdringen konnte.

Seine Lage war eine verzweifelte. In jedem Augenblick konnte der Raubmörder, welcher ihn zu seinem Opfer erkoren, vor ihm auftauchen und ihn niederschießen — er suchte nach dem verlorenen Rade, um endlich die Fahrt fortsetzen zu können — die Minuten wurden ihm zu Stunden. Vergebens, das Rad war spurlos verschwunden und die Dunkelheit der Nacht war groß, außerdem wollte er nicht allzuweit zurückgehen, da er der Gefahr dann immer mehr in die Arme lief.

Was sollte er nun beginnen? Sollte er den Morgen auf der Landstraße abwarten und in jedem Augenblick befürchten müssen, von der Kugel jenes Meuchelmörders zu Boden gestreckt zu werden? Oder sollte er ver=

suchen, mit dem zerbrochenen Wagen, der nur drei Räder hatte, das Dorf zu erreichen?

Er mußte schnell einen Entschluß fassen! Seine Wunden bluteten und schmerzten immer mehr! In Leuenberg konnte er auf Hülfe und Beistand rechnen!

So ließ er denn sein Rad im Stich, ergriff die Leine und trieb die Pferde an, indem er selbst neben dem auf der Chaussée langsam fortgeschleiften Wagen herging, die Augen aufmerksam nach allen Seiten richtend. Da, dicht vor dem Dorfe, war es ihm, als sah er einen großen breitschulterigen Menschen schnell von der Landstraße nach dem Felde sich wenden — die Nähe der Häuser bewahrte den Fuhrmann wohl vor einer zweiten Schrotladung, die ihm diesmal ohne Zweifel das Leben gekostet haben würde! Er erreichte glücklich das Dorf, weckte einige ihm bekannte Bauern und machte auch dem Schulzen sofort Anzeige von dem versuchten Raubanfalle. Man untersuchte nun erst die Wunden des Fuhrmanns. Achtzehn Körner hatten seinen Nacken und seinen Rücken getroffen, und er hatte es nur seinem dicken Mantel und der Halsbekleidung zu verdanken, daß er nicht den Tod davon getragen hatte. Die Bleistücke wurden aus dem Fleische geschnitten und Wattrow hatte ein langes schmerzhaftes Krankenlager zu überstehen!

Von dem Thäter war keine Spur zu finden. Er war, obwohl man von Leuenberg aus sofort alles aufbot, um ihn zu verfolgen und zu ergreifen, wie bisher verschwunden! —

Da der soeben beschriebene Mordanfall in größerer Entfernung von den Ortschaften ausgeführt worden war, welche bisher von einem gefürchteten Unmenschen schwer heimgesucht wurden, so brachte man den an dem Fuhrmann Wattrow versuchten Meuchelmord anfangs nicht mit diesem Ungeheuer in Menschengestalt in Zusammenhang — nach kaum vier Wochen aber sprach man weit und breit von einem zweiten, noch frecheren Ueberfall, und nun begann man von neuem den Glauben zu hegen, daß

derselbe schreckliche Mensch bald hier, bald dort auftauchte, Feuer anlegte, Mordthaten ausführte und Diebstähle verübte, und dann wieder so spurlos verschwand, daß alle Anstrengungen der Behörden, ihn zu fangen und endlich zur Rechenschaft zu ziehen, vergeblich waren.

In der Nähe des kleinen, an der pommerschen Grenze liegenden Städtchens Bernstein befindet sich, abgelegen von anderen menschlichen Wohnungen, an der Landstraße ein Chausséehaus, welches damals der Chausséegelderheber Schmidt mit seiner Frau und seinem kleinen Kinde bewohnte. Schmidt hatte hier einen Ruheposten gefunden, da er Invalide war. Er hatte im dänischen Kriege von 1848 ein Bein verloren, konnte aber recht wohl die Verwaltung dieser Chausséegeldhebestelle versehen.

Am 7. Oktober 1858 hatte Schmidt sich um die zehnte Abendstunde zur Ruhe begeben und sein vierjähriges Kind zu sich in das Bett genommen. Kurz nach ihm ging auch seine Ehefrau in ihr Bett, welches in demselben Vorderraume, aber an der andern Wand desselben, stand. Schmid mußte während der ganzen Nacht Licht brennen, da es hin und wieder vorkam, daß Nachts Wagen vorüberfuhren, von denen er Chausséegeld erheben mußte. Aus diesem Grunde schlief er auch in dem nach der Chaussée führenden Parterre-Raume des Häuschens, damit er in jedem Augenblick von seinem Bette nach dem großen und breiten Fenster eilen konnte, vor welchem die Wagen zu halten pflegten.

Gegen Mitternacht kam von Bernstein her ein Mensch auf der Chaussée näher, welcher wie ein Arbeiter aussah, unter seinem Rocke versteckt aber ein geladenes Gewehr trug. Er war groß und breitschulterig, wie derjenige, welchen Wattrow über das Feld eilen sah — er trug einen dunkelen, struppigen Vollbart und ließ seine lauernden Blicke hinüber nach dem Chausséehause gleiten, da das Einnehmerfenster noch erleuchtet war.

Wir kennen diesen Menschen mit den unheimlich stechenden Augen — auch hier sehen wir ihn Nachts erscheinen — und wo er auftaucht in der

Nähe der Menschen, da steht etwas Schreckliches bevor, da ertönt am andern Tage das schauerliche Wort: „Mord,“ da ist Menschenblut von ruchloser Hand vergossen!

Gleicht dieser Unmensch nicht dem wilden Thier, das sich während des Tages in seiner Höhle verbirgt und Nachts die Wohnungen derjenigen umschleicht, auf deren Blut und Leben es gierig ist?

Er näherte sich dem Chausséehause und warf einen Blick durch das Fenster in den erhellten Raum — die Landstraße war still und menschenleer — in der Stube lagen der Einnehmer und seine Frau in tiefem Schlafe, der draußen Stehende konnte genau alles unterscheiden. Seine von dunkeln Brauen beschatteten, finsteren Augen musterten das Innere der Stube — sie waren daran gewöhnt, scharf zu sehen, er pflegte sie halb zuzudrücken, um dadurch die Sehkraft noch zu erhöhen.

Die Stunde schien ihm günstig, dem Chausséehause einen Besuch abzustatten — die Kasse war ohne Zweifel voll und der Raub ein lohnender — leicht und gefahrlos aber war es, dem schlummernden Einnehmer und seiner Frau das Leben zu nehmen, da die Kugeln sie bequem von der Landstraße aus in ihren Betten treffen mußten, wenn er eine etwas erhöhte Stellung draußen einnahm. Zwei Schüsse! und die Bewohner des einsamen Hauses waren beseitigt — das Kind konnte den Eltern dann leicht nachgeschickt werden, und weiter befand sich kein lebendes Wesen in dem Gebäude — auch schien Niemand auf der Chaussée sich zu nähern — es war alles still.

Der Mörder ging nun an das Werk, sich einen Schießstand zu bauen, um sicher seine Opfer ins Auge fassen und zielen zu können. Er verließ das Fenster des Hauses, trat zu dem an der Seite desselben sich hinziehenden alten Zaun und riß einige Bretter von demselben los, welche er über den Chausséegraben legte. Dann holte er eine Karre herbei, stürzte sie um und legte sie auf die Bretter. Nun hatte er einen erhöhten Tritt, von welchem aus er die in den Betten Schlummernden genau auf das Korn nehmen konnte. Zuerst galt es den Einnehmer Schmidt

7*

zu erschießen, dann sollte die Frau desselben folgen — sie war noch recht ansehnlich und hübsch — der blutgierige Unmensch hoffte auf die Befriedigung zwiefacher Gelüste.

Er hob sein Gewehr, richtete es auf den Schlummernden und drückte ab — in demselben Augenblick krachte der Schuß — die zerbrochenen Fensterscheiben klirrten — Schmidt stieß einen Schrei des Schmerzes und Entsetzens aus — seine Frau fuhr aus den Kissen empor, und das Kind schrie gellend auf. —

Es war eine grauenhafte Scene in dem sonst so stillen, friedlichen Häuschen — der unglückliche Mann sank ächzend auf das Bett zurück, das sich mit seinem Blute färbte — und die jammernde bleiche, rathlose Frau blickte wie gelähmt von dem Schreck zu dem Fenster hin, durch welches die Kugeln in das Zimmer gedrungen waren und ihren Mann getroffen hatten — im nächsten Augenblick konnte ein zweiter Schuß folgen, der auch sie zu Boden streckte!

Trotzdem sprang sie auf, um ihrem Manne beizustehen — da, als sie zu dem Fenster hinblickte, erschien an demselben, aus der draußen herrschenden Finsterniß sich abhebend, der Kopf eines Menschen — sie glaubte den Mörder zu sehen und erbleichte — in demselben Moment aber tönte draußen eine ihr bekannte Stimme —

„Ich bin's, der Briefträger aus Bernstein — mein Gott, das war ja ein Glück, daß mich der Weg hier vorüber führte — der Mörder ist entsprungen! Hat der Schuß Schaden angerichtet?"

„Mein Mann blutet — kommt und helft," rief nun die Frau des Einnehmers, hob das jammernde Kind aus dem mit Blut sich färbenden Bett und öffnete die Thür, damit der Briefträger hereinkommen und ihr beistehen konnte.

„Hier in der Seite sitzen die Rehposten," stöhnte Schmidt und zeigte die Wunden. Die ganze Ladung hatte ihn getroffen und war tief in sein Fleisch gedrungen. Der Briefträger zählte vierzehn Wunden.

„O, mein Himmel," weinte die Frau und rang die Hände, „mein armer Mann wird sterben! Was ist das für ein schweres Unglück!"

„Es ist noch alledem als ein Glück zu preisen, daß ich gerade vorüberkam, ich habe einen expressen Brief nach dem Jagower Forsthause zu tragen. Wenn ich nicht zufällig dazu kam, wäre es um Sie alle geschehen gewesen. Das war ja ein baumlanger, starker, schwarzbärtiger Kerl. Im ersten Augenblick glaubte ich schon, der Schuß gelte mir. Dann als ich die Scheiben klirren hörte, eilte ich herbei — da sah ich genau die Umrisse des Menschen, der von dem Hause hier fort nach dem Felde drüben eilte."

„Habt Dank für Eure Hülfe," sagte Schmidt mit schwacher Stimme, „und schickt mir doch, wenn Ihr zurückkommt, den Doktor aus der Stadt hierher!"

„Das will ich gerne thun! Morgen früh kann er hier bei Euch sein," antwortete der Briefträger und wandte sich dann zu der weinenden Frau, welche neben dem Bette ihres schwer verwundeten Mannes kniete, „dankt nur noch Gott dafür, daß die Rehposten nicht den Kopf getroffen haben! So ist doch immer noch Hoffnung vorhanden."

Er verabschiedete sich und setzte seinen Weg fort, der ihm gewiß noch nie so schwer und unheimlich gewesen war, wie in dieser Nacht.

Am Morgen kam der Arzt nach dem Chausséehause, untersuchte die Wunden und sprach der Frau Trost und Hoffnung zu. Allerdings mußte der hart geprüfte Mann sich einer schweren Operation unterwerfen, damit die vierzehn tief in das Fleisch gedrungenen Kugeln herausgenommen werden konnten, die Wunden aber heilten endlich und außer den vielen Kosten, welche die lange Krankheit erforderten, hatte Schmidt glücklicherweise keinen dauernden Nachtheil zu beklagen.

Der Briefträger hatte sofort nach seiner Rückkehr Anzeige von der versuchten Mordthat gemacht, und es waren gleich am Morgen die umliegenden Ortschaften nach dem Thäter durchsucht. Es wurden nun auch einige der Unthat verdächtige Personen eingezogen und andere bewacht,

auf denen der Verdacht ruhte, doch waren auch diesmal alle Versuche, den Meuchelmörder zur Verantwortung und gerechten Strafe heranzuziehen, vergebens — er war entkommen und rüstete sich vielleicht schon an einem anderen Orte zu einem neuen Verbrechen. Und als er nun im nächsten Moment, dreist gemacht, durch eine bei ihm auffallende Unvorsichtigkeit dennoch einmal in die Hände eines Beamten gerieth, ließ dieser, ahnungslos, daß er endlich den gefürchtetsten Unmenschen in seiner Gewalt hatte, ihn wieder entspringen.

Hören wir die näheren Umstände dieses Zusammentreffens.

Der Königliche Förster Topp aus Marienbrück durchschritt am 15. November 1858 sein Revier im Wildenower Forste, welcher, wie auch der Tantower Forst, im Landsberger Kreise liegt. Es war kalt und nebelig. Topp schritt schnell durch den Wald hin und erblickte plötzlich seitwärts an einem Gebüsch den Fuß eines Menschen. Erstaunt trat er näher, und nun sah er hinter dem Gesträuch einen Mann am Boden liegen und fest schlafen, dessen Aeußeres wenig Vertrauen erweckend war. Er hatte sich auf der feuchten, kalten Erde ein Lager zurecht gemacht und sich lang ausgestreckt. Seine Kleidung, wie auch sein schwarzbärtiges Gesicht waren verwildert, neben ihm lag ein Sack. Er war groß, breitschulterig und stark gebaut.

Der Förster blickte in das Gesicht des Menschen, um zu prüfen, ob er ihn kenne, er war ihm aber vollkommen fremd.

Wie kam dieser Mann hierher in den Wald? Wer war er und wie kam es, daß er bei dem unfreundlichen, winterlich nassen und kalten Wetter hier sich eine Schlafstelle gesucht hatte? Augenscheinlich holte er hier nach, was er in den vergangenen Nächten versäumt hatte, denn er schlief fest. —

Topp rüttelte ihn.

„Heda — wer seid Ihr — steht auf," rief er dem Fremden zu. — Dieser schien sich aber aus seiner Ruhe durchaus nicht stören lassen zu wollen! Er reckte sich und drehte sich, ohne die Augen zu öffnen, auf die



auf der
Meuche
vergeben
anderen
Momen
dennoch
los, da
ihn wie
H
D
Noveml
Tanton
Topp
an eine
nun sal
schlafen
auf der
ausgest
verwild
stark ge
D
ob er i
W
wie kar
Wetter
hier na
schlief
T
„
Dieser
wollen!

andere Seite. Der Förster verlor nun seine Geduld und ermunterte den Schläfer unsanfter. Dieser machte die Augen auf und warf einen bestürzten drohenden Blick auf den neben ihm stehenden Beamten — dann erhob er sich schnell, griff nach seinem Bündel und machte Miene, sich zu entfernen, indem er murmelte, daß man ihn wohl ruhig hätte schlafen lassen können, er thue ja Niemandem etwas.

„Ihr müßt mit mir gehen," sagte der Förster zu ihm, ohne auf seine Worte zu hören, „Eure Persönlichkeit muß festgestellt werden."

„Wenn es weiter nichts ist, das kann geschehen," antwortete er, nahm sein Bündel auf die Schulter und machte Miene, dem Förster mit der größten Ruhe und Sicherheit zu folgen. Diese bereitwillige Nachgiebigkeit wandte er nur an, um den Beamten zu täuschen! Er hatte im Augenblick keine Waffe bei sich, während dieser seine geladene Büchse zur Hand hatte. Ein Kampf, ein Angriff wäre somit leicht zu seinem Nachtheil ausgefallen. Er mußte ein anderes Mittel ersinnen, um sich der Gewalt des Beamten zu entziehen, denn weiter folgen durfte er demselben nicht, da die Gefahr nahe lag, daß, wohin man ihn auch führte, ihn Jemand erkennen konnte — hatte er doch überall schon sein verbrecherisches Wesen getrieben.

Schnell hatte er einen verwegenen Entschluß gefaßt. An einer Waldecke, als der Förster eben für einen Moment seine Blicke von seinem Begleiter abließ, warf dieser ihm den Sack vor die Füße und war mit wenigen Sätzen hinter den Bäumen verschwunden. — Topp wollte ihn verfolgen, gab aber seine Absicht bald auf, da der Fremde einen Vorsprung erlangt hatte und schon weit entfernt durch das Dickicht hineilte.

Der Beamte kehrte nun zu der Stelle zurück, an welcher der Fremede ihm entwischt war, um zu sehen, was der Sack enthielt. Der Förster hatte bisher noch nicht daran gedacht, daß er es mit dem gefährlichsten und gefürchtetsten Verbrecher seiner Zeit zu thun gehabt hatte — nun aber, als er den Sack öffnete, stieg dennoch eine Ahnung in ihm auf, wer in seinen Händen gewesen war.

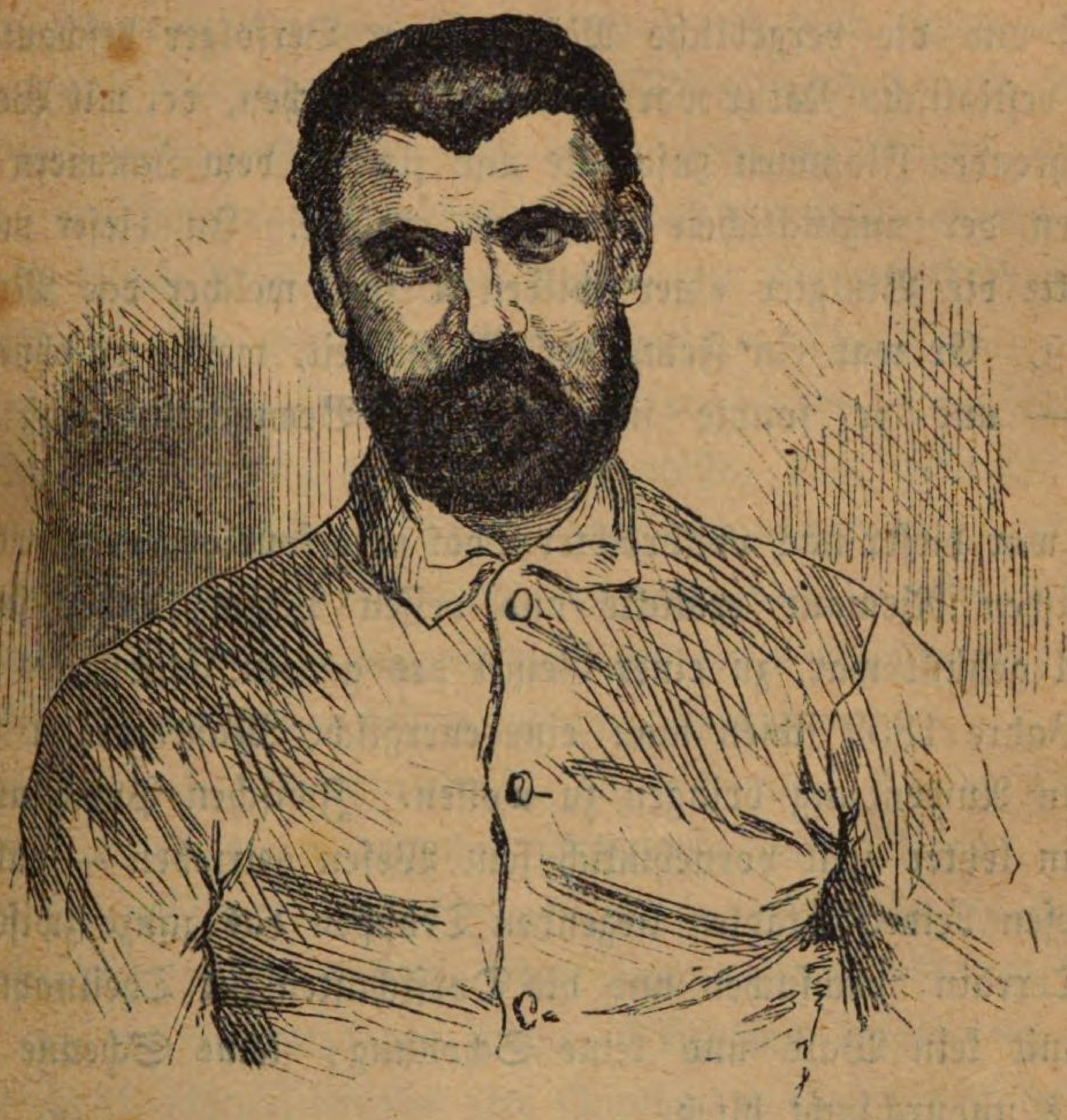
Der Sack enthielt nämlich eine vollständige Sammlung von Diebeswerkzeugen, vom Dietrich bis zum Brecheisen. Nichts fehlte, was ein geübter Dieb zur Ausübung seines nächtlichen Gewerbes braucht.

Der Förster eilte nun sofort nach Landsberg und machte dem dortigen Richter Anzeige von dem Funde und seiner Begegnung mit dem Menschen, welchem unstreitig die vielen im Landsberger Kreise vorgekommenen Einbrüche zuzuschreiben waren. Was halfen nun aber alle Nachforschungen und Bemühungen — der gefährliche Verbrecher war entsprungen und nirgens zu finden. —

In Dertzow, Hohenziethen und Beyersdorf, also in den um Pyritz liegenden Ortschaften, war man in letzter Zeit wieder zu Ruhe und Frieden gekommen, da seit Jahr und Tag kein Diebstahl und Einbruch vorgefallen war. Man hatte sich allmälich wieder in Sicherheit gewiegt und dachte kaum mehr an die früheren Vorfälle. In dem Winter 1858—59 aber begannen plötzlich wieder bald in diesem, bald in jenem Dorfe die frechsten Räubereien.

Die bestürzten Einwohner stellten Wächter an, ließen sichere Schlösser und Eisenstangen vor ihre Thüren und Kellerfenster legen und hielten sich böse Hunde — alle Versicherungsmaßregeln aber scheiterten an der Kühnheit, Kraft und Geschicklichkeit des gefürchteten Unholds, welcher bald in Warsin und in Plönzig, bald in Kloxin oder in Garz, dann wieder in Britzig, Lettnin und Craatzen aufgetaucht war und gestohlen hatte. In Groß-Latzkow hatte er in die Kirche sich gewaltsam Eingang verschafft, das Abendmahlsgeräth aber nicht mitgenommen. In Alt-Mellenthin, Cremlin, Marienaue, Naulin, Rohrsdorf, Loist, Köselitz, Batow, Dertzow und Hohenziethen raubte und stahl er wie vor einiger Zeit in Singlow, Hoffdamm und Neumark des Friedeberger Kreises — kurz, keine Ortschaft um Soldin und Pyritz blieb verschont und überall war er auf ähnliche gewaltthätige Weise in die Vorrathsräume der Häuser gedrungen: er hatte die Eisenstangen der Kellerfenster mit Gewalt ver-

bogen, sich hindurch geschlängelt und dann mit leichter Mühe sich Zutritt zu allen Räumen verschafft, in welchen er dasjenige vermuthete, was er brauchte oder ihm erwünscht war. Die festesten Schlösser fand man erbrochen, die dicksten Thüren geöffnet.



Karl Masch.

Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Dorfbewohner, welche schon sich der Hoffnung hingegeben hatten, für immer von dem Gefürchteten befreit zu sein. Wieder stieg allgemein die Behauptung auf, kein anderer als Masch könne die Unthaten begehen — wieder beobachtete und durchsuchte man die Wohnung seines Bruders Martin Masch und anderer verdächtiger Personen — alles ohne Erfolg.

Auch grauenhafte Feuerzeichen flammten hier und dort am nächtlichen

Himmel auf, blutroth die schreckliche Spur des Verbrechers bezeichnend — die gefüllte Scheune des Gutsbesitzers Robbe zu Lippehne ging in Flammen auf — und dennoch fand man nirgends eine Spur des gräßlichen Uebelthäters, welcher oft doch in sicherem Versteck ganz in der Nähe des Feuers, oder der nach ihm Suchenden, weilte und mit höhnischen Blicken sein Werk und die vergebliche Mühe seiner Verfolger beschaute — eine teuflische, bestialische Natur war in diesem Menschen, der mit Wohlgefallen den verzehrenden Flammen zuschaute und sich an dem Jammern und wirren Laufen der unglücklichen Menschen ergötzte. In dieser menschlichen Hülle steckte die Blutgier einer wilden Bestie, welcher das Morden eine Wollust ist. Er war ein Feind der Menschheit, welche er ohne Unterlaß bekriegte — und er sonnte sich an dem Bewußtsein, daß man ihn fürchtete.

So war dieser nach vollbrachter That stets spurlos verschwindende Unhold, welchen Niemand erblickte und dessen Person daher fortwährend in Dunkel gehüllt war, zu einer Geißel des ganzen Landstrichs geworden, und im Jahre 1859 schien man eine energische Maßregel zu seiner Ergreifung in Anwendung bringen zu wollen. Zwischen Pyritz und Soldin hatte er in letzter Zeit vornehmlich sein Wesen getrieben — daher sollten die in diesen beiden Städten liegenden Truppen das ganze zwischen ihnen liegende Terrain durchsuchen und die Dorfschaften zur Theilnahme auffordern, damit kein Wald und keine Schonung, keine Scheune und kein Wohnhaus undurchsucht blieb.

Nun hoffte man überall, daß der Gefürchtete endlich aufgespürt und in Sicherheit gebracht werden würde. Alle Ortschaften betheiligten sich mit Freuden an dieser Hetzjagd, um sich endlich von der schrecklichen Geißel zu befreien — von allen Seiten umstellte man die Wälder und die Dörfer und ließ kein Plätzchen undurchsucht — — und dennoch war auch diese gründliche Durchstöberung des ganzen weiten Terrains ohne den geringsten Erfolg. Der Glaube aber, daß der Gefürchtete sich unsichtbar zu machen verstehe, gewann mehr und mehr Anhänger, da die Einbrüche

fort und fort geschahen und man selbst kaum eine Stelle des Bo=der=ungeprüft gelassen hatte, da man an eine neue Höhle dachte. — ich

Unerklärlich und geheimnißvoll war das verbrecherische Treiben dieses Menschen wirklich und wir dürfen uns nicht wundern, daß in der Menge von neuem die abenteuerlichsten Gerüchte auftauchten, und daß der Name Karl Masch immer wieder laut wurde, ohne daß man einen bestimmten Anhalt für diesen Verdacht besaß. Das Mißtrauen und der Aberglaube wuchsen überall mehr und mehr, und doch waren die Mittel, welche der stets spurlos verschwindende Verbrecher anwandte, die einfachsten, sie wurden nur vom Glücke begünstigt und waren mit Verwegenheit angewandt und ausgeführt — wir werden später darauf zurückkommen.

Waren ihm nun die Vorrathskammern der bisher heimgesuchten Dörfer nicht mehr voll genug oder hatte die große, vom Militär nnd den Bewohnern ausgeführte Razzia ihn verscheucht oder war er endlich in eine andere Provinz geeilt — wer wollte es ergründen! Die Ortschaften um Pyritz und Soldin aber begannen wieder aufzuathmen, da endlich die Einbrüche seltener vorkamen und dann ganz aufhörten.

Wir führen unsere Leser nun in die Nähe des kleinen Städtchens Bärwalde. Hier liegt an der von Güstebiese nach Mohrin führenden Straße 'das Erbpachtsgut Stölpchen, zu welchem eine Anzahl von Tagelöhnerhäuschen und nahezu sechszig Einwohner gehören. In der Nähe der Landstraße und am Eingange des kleinen Dörfchens befand sich bis zum Jahre 1862 ein Pachtkrug, welcher dem Gutsherrn, Namens Jakobs, einen Pachtzins von 60 Thalern für das Jahr einbrachte, im Jahre 1863 aber abgebrochen wurde. Der Krug war nicht sonderlich einträglich, da er meistens auf den Besuch der Einwohner sich beschränkt sah. Fremde kehrten selten ein. Das ziemlich abgesondert stehende Haus hatte, wie es in vielen Gegenden üblich ist, einen auf freistehenden Balken ruhenden, unten offenen Vorbau, unter welchem Geräthschaften aufbewahrt, auch Wagen bei Regenwetter untergebracht wurden. Mit der Giebelseite stieß der Krug an die Landstraße und hier befand sich die Hausthür. An der

Himm:n Seite war er von einem Garten umgeben, an der anderen befanden sich Scheunen und Ställe und hinten grenzte er an das freie Feld.

Innerhalb gelangte man links zuerst in die Gaststube, aus dieser in die Schlafkammer des Krügers, welche durch eine Thür mit dem daranstoßenden Wohnzimmer verbunden war, deren Fenster, wie das der Kammer nach dem Felde hinausgingen. Neben dem Wohnzimmer lag die Häckselkammer, welche, wie auch die Küche, der Vorrathsraum und noch eine Kammer die rechte Seite des Häuschens bildeten. Wir wollen nur noch erwähnen, daß eine Hinterthür vom Felde aus in die Häckselkammer führte.

Im Jahre 1860 hatte Martin Brandt, ein junger, kräftiger Mann von 27 Jahren, den Krug gepachtet und sich vor kurzem mit Emilie Liebig, einem 18jährigen hübschen Mädchen verheirathet. Die junge Frau hatte die Wirthschaft von ihrem im Jahre 1859 verstorbenen Vater geerbt, während andere Theile des väterlichen Erbes ihren Geschwistern zugefallen waren. Martin Brandt war der einzige Sohn des Kirchenlandpächters Brandt zu Bärwalde. Die jungen Eheleute lebten in dem besten Einvernehmen, waren strebsam und besorgten ihre kleine Landwirthschaft ohne fremde Hülfe. Frau Brandt sah eben ihrer baldigen Niederkunft entgegen, als ihr Mann am 8. September 1860 in Pätzig ein Geschäft abzuwickeln hatte und am frühen Morgen mit dem Versprechen fortfuhr, gegen Abend wieder zu Hause sein zu wollen. Die Frau besorgte die Wirthschaft, bediente die Gäste, welche sich einfanden, und wartete ungeduldig auf die Heimkehr ihres Mannes, als es Abend wurde und sich die Gäste entfernten.

Die Unruhe der jungen Frau wuchs von Minute zu Minute — sie schaute oft aus, horchte, ob noch immer kein Wagen auf der Landstraße näher kam und fühlte sich so beklommen, als sollte ihr ein Unglück geschehen.

Als ihr Mann aber nach 9 Uhr Abends endlich wohlbehalten bei ihr eintraf, war alle Sorge vergessen. Sie hieß ihn herzlich willkommen, ließ

sich von ihm über den Erfolg der besorgten Geschäfte erzählen und verzehrte mit ihm das Abendbrod. Dann thaten sie noch wie allabendlich alles Nöthige in der Wirthschaft, verschlossen die Thüren ihres Hauses und begaben sich in ihre Schlafkammer, erschöpft von des Tages Last und Arbeit. Bald schlummerten Beide so fest wie jeder, der ermüdet ohne quälende Sorgen oder Vorwürfe sich dem Schlafe hingiebt.

Am nächsten Morgen ganz früh, die fünfte Morgenstunde war kaum vorüber, ging der Meier Zimmermann aus Stölpchen, welcher oft im Kruge verkehrte und gewissermaßen mit Brandt's befreundet war, nach dem nahen Walde. Der Weg führte ihn hinter dem Kruge über das Feld, und da sah er, daß die nach der Häckselkammer führende Thür weit geöffnet war.

Zimmermann blieb stehen und schüttelte verwundert den Kopf. —

„Was ist denn das?" murmelte er, „so früh pflegen Brandt's doch nicht aufzustehen — einen Knecht halten sie sich nicht — sollte Brandt gestern Abend die Thür zu verschließen vergessen haben? Haha, er war in Pritzig", schmunzelte Zimmermann vor sich hin und wollte schon weitergehen, „da wird er sich am Ende einmal etwas zu Gute gethan haben, obwohl das sonst seine Sache nicht ist!"

Er war im Begriffe seinen Weg ruhig fortzusetzen, als ihm plötzlich einfiel, daß vor einiger Zeit ein Dieb den Versuch gemacht hatte, in den Krug zu dringen, aber verscheucht worden war — dieser Versuch konnte wiederholt sein und Brandt noch nicht einmal etwas davon wissen, da sich in dem Hause noch nichts zu regen schien. Zimmermann kehrte daher um, schritt der offen stehenden Thür zu und wollte den Krüger wecken.

Als er sich dem Hause näherte, fand er seinen Verdacht bestätigt, da das Fenster der Häckselkammer zerbrochen war und vor demselben allerlei Gegenstände aufgehäuft waren, wie wenn der Dieb sich dadurch den Eingang durch das Fenster erleichtert und bequemer gemacht hatte.

Zimmermann trat in die Thür hinten und rief Brandt's Namen mit lauter Stimme — — er horchte — es erscholl aber keine Antwort

zurück, der Hund nur bellte und zwar so heiser, als hätte er während der Nacht viel gebellt.

„Er wird schon im Stalle sein“, meinte Zimmermann, trat von dem Hause zu den seitwärts desselben liegenden Scheunen und Ställen und rief auch hier mit lauter Stimme nach Brandt.

Als auch hier keine Antwort erfolgte, wurde es dem Manne, welcher ganz allein in der Nähe des todtenstillen Hauses war, unheimlich zu Muth, er warf einen prüfenden Blick umher und sah nun, daß die Holzstangen, welche sich draußen vor dem Küchenfenster befanden, gleichfalls gewaltsam zerbrochen waren, außerdem war das Fenster der einen kleinen Kammer herausgenommen und — die Hausthür vorn gleichfalls geöffnet.

Weshalb lief es dem Manne eiskalt über den Rücken bei dem Anblicke der weit offen stehenden Thüre und des unheimlich stillen Hauses? Noch konnte er ja immer glauben, daß Brandt's den Diebstahl bereits bemerkt hatten und nach dem Dorfe geeilt waren. Sie hatten vielleicht in der Aufregung und Eile die Thür zu verschließen vergessen.

Zimmermann trat in das Haus und in die Schänkstube, in welcher eine auffallende Unordnung herrschte. Die Thür zur Schlafkammer war zu. Er rief Brandt's Namen, pochte und faßte dann nach dem Drücker der Thür, um sie zu öffnen, sie gab aber nicht nach, wie wenn sie verschlossen war, und doch bewegte sie sich etwas. Es schien daher nur ein schwerer Gegenstand an sie gelehnt zu sein. Zimmermann drückte nun kräftig zu — die Thür gab nach — der den Brandt'schen Eheleuten gehörende Spitzhund kroch mit eingezogenem Schwanze durch die Oeffnung der Thür — dann aber fuhr Zimmermann mit einem Ausruf des Entsetzens bei dem grauenhaften Anblick zurück, der sich ihm darbot. — —

Der Gegenstand, welcher, innerhalb vor der Thür liegend, das Oeffnen derselben erschwerte, war nichts anderes als eine blutbefleckte, entstellte Leiche — die Leiche Brandt's. An ihrem Bette aber lehnte, den

Oberleib weit über die Bettstelle zurückgebogen, mit den Füßen auf den Dielen stehend, die ermordete Frau des Brandt.

Der Anblick war so grauenhaft, daß der Meier Zimmermann zurückwankte, dann nach dem Dorfe eilte und zuerst dem Gutsbesitzer Jakobs Anzeige von dem gräßlichen Morde machte. Die Schreckensnachricht verbreitete sich bald von Haus zu Haus, alles eilte nach dem Kruge, Jakobs aber ließ denselben absperren und sofort aus Bärwalde Gerichtspersonen herbeiholen, damit der Thatbestand festgestellt werden konnte.

Nach wenigen Stunden trafen dieselben in dem Kruge ein. Sie fanden, daß die Brandt'schen Eheleute erschlagen waren, nicht allein ihre Schädel waren zertrümmert, auch am Halse, im Gesicht und am Rücken befanden sich große, klaffende Wunden, die Betten und die Dielen der Schlafkammer waren mit Blut besudelt, an einem Fäßchen stand ein blutiges Beil, an welchem deutlich die blonden Haare der Frau Brandt zu sehen waren, sie klebten fest an dem zum Theil geronnenen Blute. Das Beil wurde als das des Brandt erkannt, doch war dasselbe nie in der Schlafkammer, sondern immer in der Küche aufbewahrt worden. Mit diesem Beile hatte der Mörder die Köpfe seiner Opfer zerschmettert. Es stellte sich bei der Obduktion heraus, daß den Ermordeten die Schnittwunden erst nach den Kopfverletzungen, jedoch bevor der Tod eingetreten, zugefügt waren. Daß es sich um einen Raubmord handelte, lag außer allem Zweifel, da die Schränke und Kommoden geöffnet und Kleider, Wäsche und Papiere wild umhergestreut waren. Man vermißte den größten Theil des baaren Geldes, da man nur wenige Groschen in einer hinter der Thür hängenden Tasche fand, und Brandt erst vor wenigen Tagen für Getreide etwa 24 Thaler eingenommen hatte, außerdem fehlte eine silberne Taschenuhr.

Es lag nahe, daß der oder die Mörder genau mit der Oertlichkeit des Kruges bekannt gewesen sein mußten, sie hatten zuerst den Versuch gemacht durch die Häckselkammer Eingang zu finden und die Thür derselben aufgebrochen, dann hatten sie die Holzstäbe vor dem Küchenfenster

zerbrochen und endlich das Fenster der anstoßenden Kammer ganz herausgenommen, unter der Oeffnung des Fensters war eine Schneidebank angelegt, um bequemer hinaufgelangen zu können. Die Mörder waren aus dieser Kammer in die Hausflur gedrungen, hatten das Beil aus der Küche genommen und waren dann in den Schlafraum der Eheleute gelangt.

Anfangs waren die Meinungen über die Thäterschaft getheilt. Einzelne meinten, nur ein Mörder habe das grauenhafte Werk vollbracht, Andere behaupteten, daß es zwei gewesen sein müßten, und diese letztere Meinung gewann an Wahrscheinlichkeit, als man an der wirr umhergestreuten Wäsche nicht einen Blutfleck fand, obwohl die Finger desjenigen, der das Mordinstrument geschwungen und die Leichen aus den Betten gerissen hatte, um in den Strohsäcken nach Geld zu suchen, mit Blut besudelt gewesen sein mußten.

Zimmermann behauptete, daß ein fremder Mensch mit unheimlichem, bärtigem Gesicht vor kurzer Zeit, wenige Tage vor dem früher versuchten Diebstahl, in dem Kruge gewesen sei, etwas verzehrt habe und dabei mit seinen lauernden, stechenden Augen sich die ganze Oertlichkeit des Kruges angesehen habe, der Beschreibung nach war es derselbe blutgierige Unmensch, welcher die Fehlhaber und die alte Bettlerin erwürgt, welcher auf Wattrow und Schmidt geschossen und die Emilie Frank umzubringen versucht hatte. Nun wurden aber viele Stimmen laut, welche mit Bestimmtheit den Verdacht nach einer ganz andern Seite lenkten. So unglaublich und entsetzlich diese Behauptung auch klang, so unnatürlich und unseren Gefühlen widerstrebend es auch ist, für möglich zu halten, daß der Bruder an seiner leiblichen Schwester zum Mörder werden kann — so fand diese gräßliche Behauptung doch bald so viele Anhaltepunkte, daß die Behörden sie aufnahmen.

Der Verdacht lenkte sich auf den Schmiedegesellen Karl Liebig, den Bruder der ermordeten Frau Brandt. Wir haben bereits erwähnt, daß der Vater, der alte Liebig, im Jahre 1859 gestorben war. Er hatte vier Kinder hinterlassen, Louise und Emilie, Karl und Heinrich. Louise

verheirathete sich frühzeitig mit einem Kossäthen in Alt=Blessin, Emilie und ihr lahmer Bruder Heinrich waren bis zur Verheirathung der ersteren fast immer bei den Eltern, Karl Liebig, der Schmiedegesell, aber führte nach überstandener Lehrzeit ein unruhiges, unstätes Leben. Er war bald hier, bald dort, hatte nie Lust zu regelmäßiger Arbeit und warf endlich sein Handwerk ganz bei Seite, um seinem Vater in der Wirthschaft zu helfen. Mit der Schwester des ermordeten Krügers Brandt hatte er einmal ein Liebesverhältniß, der Vater des Mädchens aber verbot ihm den Umgang mit seiner Tochter, da er ihm als ein arbeitsscheuer, leichtfertiger Mensch bekannt war. Dagegen gestattete er gern, daß sein Sohn die arbeitsame und ordentliche Emilie Liebig heirathete.

Karl Liebig nun hatte niemals mit seinen nächsten Verwandten in Frieden und Liebe gelebt, er war ein neidischer, heimtückischer Mensch, Streitsucht und Rohheit kennzeichnete ihn von Jugend auf. Hatte er doch als zehnjähriger Bube schon einmal einer seiner Schwestern einen Messerstich bei einem Streite versetzt und ein andermal seinen unglücklichen lahmen Bruder blutig geschlagen. Als die Mutter starb, brachen unter den Geschwistern heftige Streitigkeiten in Bezug auf die Erbschaft aus, und der alte Liebig klagte vornehmlich über seinen Sohn Karl.

„Ich habe Furcht vor ihm," sagte der alte Mann zu einem Freunde, „Abends, wenn ich mein Lager aufsuche, denke ich immer, daß er mich einmal umbringen könnte."

Diese Aeußerungen bewirkten, daß man längst hier und dort mit scheuen Blicken auf einen Sohn sah, von dem der Vater solche Worte sprach.

Nach dem Tode des alten Liebig kam noch hinzu, daß Karl von Unzufriedenheit und Wuth darüber erfüllt war, daß seine Schwester, die verehelichte Brandt, die Wirthschaft, und er, wie auch die übrigen Geschwister, nur Geldabfindungen erhielten. Es wurde behauptet, daß der rohe, jähzornige, neidische Mensch bald nach der Eröffnung des Testaments gesagt habe: „Den Beiden drehe ich doch noch einmal das Genick um!"

Zu anderen Personen hatte er geäußert, daß er ein Grundstück habe kaufen wollen, daß seine Schwester Emilie ihm aber die paar Thaler zu Wasser gemacht habe, welche ihm von Rechtswegen hätten zufallen müssen.

Alle diese Worte wurden nun zusammengestellt, der Groll war erwiesen — und ein weiteres Motiv war die von Karl Liebig früher schon an den Tag gelegte Sucht nach unredlichem Erwerb. Er war bereits wegen Diebstahls bestraft und es ruhte der Verdacht auf ihm, mit Personen in Verkehr zu stehen, welche im Dunkel der Nacht hier und dort auftauchten und auf deren Erscheinen überall Verbrechen folgten.

Zu einem vollständigen Bruch und Haß zwischen Karl Liebig und seinem Schwager Brandt aber war es vor einiger Zeit gekommen, als dem Brandt mehrere Thaler aus einem Kasten gestohlen waren, in dessen Nähe Liebig sich zu thun gemacht hatte. Als es zwischen den beiden Männern nun zu einem Wortwechsel und dann zu Thätlichkeiten kam, schrie Liebig, daß er blutige Rache nehmen werde.

Er hatte die Wittwe Wegner geheirathet, welche ihm drei Kinder zugebracht hatte, und da sein Erbtheil von etwa 100 Thalern bald zugesetzt war, nährte er sich kümmerlich vom Tagelohn. Arbeiten aber war seine Sache nicht, und so kam die Familie immer mehr in Noth und Sorgen.

Es stellte sich heraus, daß Karl Liebig am Morgen des 9. September, also am Tage nach der Mordnacht, das Haus in Alt-Blessin, in welchem er wohnte, verlassen hatte und erst nach mehreren Stunden zurückgekehrt war. Als man ihm nun von dem an seiner Schwester und seinem Schwager verübten gräßlichen Morde erzählte, verhielt er sich sehr ruhig und gleichgültig. Anfangs meinte er, er habe genug Kränkungen von seinem Schwager und seiner Schwester erfahren, dann entschloß er sich auf Zureden seiner Frau nach Stölpchen zu gehen. Der Gang schien ihm nicht leicht zu werden. Er äußerte unterwegs, es liege ihm so schwer in den Gliedern, als wenn ihm ein Unheil bevorstehe, im Kruge neben den Leichen aber schrie und schluchzte er laut, schien aber weder eine

Thräne zu vergießen, noch einen Blick auf die Leichen zu werfen — die Leute behaupteten, er sei scheu und unruhig gewesen.

Alle diese Umstände nährten den Verdacht in den Bewohnern von Stölpchen und Alt-Blessin.

Liebig arbeitete um diese Zeit hin und wieder bei dem Gutsbesitzer Mießling, am Tage nach seiner Rückkehr von Stölpchen sagte er zu dem Genannten, er werde wohl bald einmal nicht mehr auf Arbeit kommen.

Mießling fragte ihn, wie er das zu verstehen habe, worauf Liebig antwortete, daß er für den Mörder der Brandt'schen Eheleute gehalten werde.

Als Mießling darauf halb ermahnende, halb zuredende Worte an ihn richtete, schien er sehr verzagt zu sein, dann aber rief er plötzlich:

„Ich habe es nicht gethan, ich bin nicht der Mörder, wenn ich es gewesen bin, soll mich die liebe Sonne nicht mehr bescheinen!"

Man hatte während dieser Zeit in seiner Wohnung Haussuchung gehalten und ein ihm gehörendes Stemmeisen gefunden, welches genau in die am Fenster der Brandt'schen Küchenkammer gefundenen Eindrücke paßte. Seine Ehefrau aber, welche durchaus nicht in aufgeregtem Zustande war, meinte, als man ihr diesen Umstand vorhielt: Liebig sei von einem Gläubiger hart bedrängt, er möge daher wohl bei der That zugegen gewesen sein, ausgeführt aber habe er sie keinenfalls.

Das genügte vorläufig, um sich des Liebig zu versichern — die liebe Sonne beschien ihn nur noch wenige Stunden nach seiner oben erwähnten Aeußerung — er wurde verhaftet.

Nun fanden sich noch weitere Verdachtsgründe für die Anklage! Es stellte sich heraus, daß Liebig an dunkeln Abenden in letzter Zeit wiederholt in der Gesellschaft eines Mannes gesehen worden war, welcher groß und stark gewesen, einen schwarzen Bart getragen und lauernde, stechende Augen gehabt habe — es wurden Stimmen laut, welche in diesem geheimnißvollen Menschen den Karl Masch erkannt haben wollten — jedenfalls stimmte die Beobachtung mit den Aeußerungen des Meiers Zim-

mermann überein. Dazu kam, daß Liebig im Gefängnisse sich bemühte, die Wahrheit und alles Geschehene zu verdunkeln, und daß seine Frau sich in Widersprüche verwickelte, als sie aussagen sollte, ob ihr Mann in der Mordnacht zu Hause oder auswärts gewesen.

Ein noch grelleres Licht auf die Schuld oder Mitschuld Liebig's warf folgende Ermittelung. Es zeigte sich auch bei dieser Untersuchung, daß die scheinbar unbedeutendsten Zeichen und Vorfälle oft eine riesenhafte Bedeutung erlangen, daß durch Kleinigkeiten, welche der Verbrecher außer Acht lassen zu können meint, das ganze Gewebe seiner Schuld haarklein enthüllt wird.

In der ärmlichen Haushaltung des Karl Liebig war niemals Licht, sondern immer eine winzige Oellampe gebrannt worden, einen Leuchter hatte man nie benutzt. Nun hatte Liebig aber wenige Tage vor dem Morde von einem Kaufmann in Alt-Blessin durch seinen kleinen Stiefsohn ein Stearinlicht holen lassen.

In dem Brandt'schen Hause, in welchem gleichfalls immer Lampen gebrannt wurden, fand man am Morgen nach der Blutnacht auf den Dielen der Schlafkammer, in der Küch und in der Schänkstube, namentlich aber auch an dem Beile Stearintropfen, der Thäter hatte mithin ein Stearinlicht bei Ausführung seiner entsetzlichen That gebrannt, es hatte getröpfelt beim Hin- und Herleuchten, und diese Flecke hatte der Mörder nicht beachtet und nicht entfernt, die Gleichheit des hier gefundenen Stearins mit dem an den Lichten des Kaufmanns wurde durch Sachverständige festgestellt.

Liebig erklärte, daß er weder seinen Stiefsohn nach einem solchen Licht geschickt, noch auch eins erhalten und besessen habe. Der augenscheinlich eingeschüchterte Bursche aber läugnete anfangs gleichfalls, ein Stearinlicht geholt zu haben, dann wieder gestand er es mit der Erklärung ein, er sei von seinem Stiefvater und von seiner Mutter bedroht worden, und schließlich widerrief er sein Geständniß. Die Frau des Liebig verwickelte sich gleichfalls dabei in Widersprüche — der Gefangene aber

betheuerte fortwährend seine Unschuld. Fritz, erklärte er, sei durch die Fragen der Richter verwirrt und eingeschüchtert; auf die Aussage des Knaben sei nichts zu geben. Dabei versuchte er seiner Frau ein Briefchen, ein Kassiber, wie die Verbrecher ein derartiges heimliches Schreiben nennen, in die Hände zu spielen, in welchem ihr anbefohlen war, den Jungen zum Widerruf zu zwingen.

Dann spielte Liebig den Frommen, betete viel und erging sich in biblischen Aussprüchen, während man von wahrer Frömmigkeit und Demuth nichts an ihm bemerkte. Selbstverständlich machte er sich dadurch nur immer verdächtiger.

Während die umständliche, gegen ihn geführte Untersuchung schwebte und sich in die Länge zog, während es wahrscheinlich wurde, daß Liebig noch einen Mitschuldigen hatte, wurde die Umgegend von Soldin und Lippehne durch eine neue Unthat in Schrecken versetzt, von welcher wir, bevor wir das Ende der Untersuchung gegen den gefangenen Liebig kennen lernen, berichten müssen. —

An der Landstraße, welche Soldin mit Lippehne verbindet, liegt das Dorf Adamsdorf, zu dessen Bewohnern der Tagelöhner Zipperling gehörte. Derselbe besaß eine Tochter, ein recht hübsches, junges Mädchen, das den Eltern fleißig bei der Arbeit half und in dem Dorfe allgemein beliebt war. Karoline Zipperling hatte seit mehreren Jahren ein vertrautes Liebesverhältniß mit dem Dienstknecht Karl Friedrich Behling aus Augusthof. Es war bekannt, daß Beide sich treu und aufrichtig liebten und nicht von einander ließen. Behling hatte seiner Braut die Ehe versprochen, doch mußte er vorher noch seiner Dienstpflicht genügen.

Im Herbst des Jahres 1860 war der Zeitpunkt gekommen, in welchem er unter die Soldaten gehen mußte. Er hatte sich am 19. Oktober in Soldin zu stellen.

Am 18. Oktober, einem Sonntage, kaum sechs Wochen nach dem in Stölpchen verübten gräßlichen Morde, sollte Karoline Zipperling von ihrem Bräutigam Abschied nehmen. Das wurde ihr so schwer, daß sie

ihre Eltern bat, den Behling nach Soldin begleiten zu dürfen, um doch noch einige Stunden bei ihm sein zu können. Sie verließen am Morgen Adamsdorf und begaben sich auf den Weg nach der genannten Kreisstadt.

Als der Spätabend herankam und Karoline noch immer nicht heimkehrte, begannen ihre Eltern sich zu beunruhigen, sie warteten bis zum Anbruch der Nacht, dann aber begaben sie sich in dem Glauben zur Ruhe, Karoline werde wohl die Nacht in Soldin bleiben.

Am Morgen des 19. Oktober aber war noch immer nichts von dem Mädchen zu sehen und zu hören. Die geängstigte Mutter begab sich nach der Landstraße, um auszuschauen, ob Karoline noch nicht zu erblicken sei. Sie ging eine Strecke hin und sah endlich in der Ferne mehrere Personen auftauchen, welche schnell näher kamen.

„Das wird sie sein," meinte die besorgte Mutter, „sie wird den Weg in Gesellschaft gemacht haben," und schnell ging sie den Leuten entgegen. —

Da endlich erkannte sie, daß es zwei Männer waren, welche so eilig herbeigelaufen kamen, der eine war der Glasower Waldwärter, der andere ein Arbeitsmann aus Adamsdorf. Ein jäher Schreck fuhr durch die Glieder der Frau, als sie die beiden Männer erblickte — es war, als zuckte plötzlich eine Ahnung durch ihr Herz, als fühlte sie, daß ihr eine schreckliche Stunde bevorstand — sie ging langsam und erwartungsvoll den beiden Männern entgegen. — „Seid Ihr es, Mutter Zipperling?" rief der Arbeitsmann schon aus der Ferne, „so kommt nur schnell hier mit uns — es ist ein großes Unglück geschehen!"

„Ein Unglück — mein Gott im Himmel, was ist der Karoline zugestoßen?" fragte die geängstigte Frau —

„Schreit nur nicht auf, sondern faßt Euch," redete der Waldwärter sie an, „es ist vielleicht noch Hülfe möglich, ich will gleich nach Soldin laufen."

„So ist sie krank — wo liegt sie?" fragte die Mutter.

„Kommt nur mit mir, ich will sie Euch zeigen, wir fanden sie in dem Graben todt neben der Chaussée, erschreckt Euch nur nicht," meinte der Arbeitsmann und schritt mit der jammernden Mutter nach der Stelle, an welcher er mit dem Waldwärter zufällig vorübergekommen war. Während dieser auf der Landstraße nach Soldin eilte, um dort Meldung von dem Geschehenen zu machen und einen Arzt herbeizuholen, erreichte die alte Zipperling mit dem Arbeitsmann den etwa 70 Schritte von der Chaussée liegenden, wasserleeren Graben. —

Die Mutter stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, dann warf sie sich, die Hände ringend, über ihre Tochter, welche leblos vor ihr lag — Karoline war todt — ihre Augen waren geschlossen und eingefallen, ihr Mund athmete nicht mehr, ihre Glieder waren kalt und schwer wie diejenigen der Leichen.

„Es ist ihr Gewalt angethan," sage der Arbeitsmann zu der wehklagenden Muttter „hier ist wieder ein Mord verübt, seht nur den Hals Eurer Karoline an! Mir thut es in der Seele weh, daß sie so daliegt, sie war ein gutes Mädchen."

„Karoline", schrie die alte Zipperling in ihrer Verzweiflung, als glaubte sie noch ihre Tochter wachrufen zu können — „Karoline, schlag' doch noch einmal Deine Augen auf! Hörst Du denn Deine Mutter nicht, Karoline?" — und die Thränen, welche aus den Augen der jammernden Mutter strömten, fielen heiß auf die eisigkalten Wangen der todten Tochter, welche die Wehrufe der armen, schmerzerfüllten Mutter nicht mehr hörte. Die Kunde von der Ermordung der Zipperling verbreitete sich mit Blitzesschnelligkeit weit und breit. In Adamsdorf beklagte man das Mädchen und die Eltern, und bald wurden einzelne Stimmen laut, welche behaupteten, kein anderer, als Behling, habe Karoline um die Seite geschafft. So furchtbar auch diese Anschuldigung war, da die Meisten die beiden Brautleute nur immer in inniger Liebe bei einander gesehen hatten, so fanden sich doch bald mehrere Zeichen, welche dem Gerücht Nahrung verliehen. Ein Raubmord war nicht verübt worden, denn

man fand neben der Leiche, welche bis zu den Knieen entblößt war, den Korb ganz unversehrt, es fehlte in demselben nicht einmal das Geld, das Karoline mitgenommen hatte. Auch die Kleider waren vollständig vorhanden und verriethen nichts von einem stattgehabten Kampfe. An der Leiche selbst nur fand man die deutlichen Spuren der Gewalt, welche der Mörder angewandt hatte; unter dem linken Ohr am Halse war ein blutunterlaufener Fleck, wie von einem starken Druck, zu sehen und rings um den Hals lief ein rother Streifen, welcher von den Aerzten mit Bestimmtheit als eine Strangulationsmarke erkannt wurde. Der Mörder hatte das Mädchen mit den Händen am Halse erfaßt und dann, als sie betäubt war, mit einem Strick erwürgt. Der Tod war mithin durch Erstickung und den Hinzutritt eines Blutschlages erfolgt.

Die Spuren, welche auf den muthmaßlichen Räuber führten, bestanden aus folgenden Umständen: es fand sich neben der Leiche ein Krückstock, dann außer dem Umschlagetuch noch der Korb der Ermordeten, an welchem ein Paar Mannsstiefel gebunden waren. Der Mörder hatte, als er zu seiner Unthat schritt, seinen Stock bei Seite geworfen, da er ihn bei derselben nur behinderte. Dieser Stock mit der Blechzwinge unten und die Stiefel gehörten nach Aussage aller Leute, welche mit Behling bekannt waren und welche die Sachen auf das Bestimmteste wieder erkannten, dem zum Heere eingezogenen Bräutigam der Ermordeten. Er hatte den Stock und die Stiefel bei der Leiche zurückgelassen, da wohl Leute auf der Chaussée näher gekommen waren. Außerdem wurde der Verdacht gegen ihn noch durch die Aussage der Aerzte genährt, daß der Mord ohne Zweifel schon am vorhergehenden Tage oder Abends, also zu einer Zeit ausgeführt worden war, in welcher Karoline sich ohne Zweifel noch in Behling's Gesellschaft befunden hatte. Die Geliebte und sein derselben gegebenes Eheversprechen waren ihm wohl lästig geworden, nun er in die Welt hinaus mußte, und er hatte sich aller Verpflichtungen in einem verblendeten, schrecklichen Augenblick entledigt, indem er Karoline plötzlich, als er mit ihr in dem Graben saß oder sich niedergelegt hatte,

erwürgte. An der Leiche sprach alles für die Annahme, daß der Mörder mit seinem Opfer in dem Graben geruht hatte — Behling wurde gefangen genommen und als der Thäter betrachtet und verhört.

Der Unglückliche betheuerte mit den Mienen und Geberden aufrichtigen Schmerzes, als man ihn vor seine ermordete Braut führte, daß er unschuldig sei! Er legte die heiligsten Schwüre ab, Karoline treu und aufrichtig geliebt zu haben und war über den Tod derselben so von Schmerz erfüllt und ergriffen, daß man ihn erst am nächsten Tage verhören konnte.

Nun aber brachte er eine Erzählung von den Ereignissen des verhängnißvollen Sonntagabends hervor, welche wenig Glauben zu finden geeignet war, so daß die Gerichtspersonen durch dieselbe nur noch mehr dazu gedrängt wurden, von der Schuld und Verstellungskunst des zur Untersuchung gezogenen Behling überzeugt zu werden.

Er sagte aus, daß Karoline ihn bis Soldin begleitet. Dort sei seine Braut so untröstlich gewesen und der Abschied beiden so schwer geworden, daß er sich entschlossen habe, sie noch bis zur Hälfte des Rückweges zu begleiten.

„Wie kam es, daß Sie Ihre Stiefel nicht in Soldin ließen, sondern noch einmal mit zurücknahmen?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Ich gab die Stiefel an Karoline, weil ich sie nicht mehr brauchte, sie band sie an ihren Korb. Wir gingen mit einander bis etwa zur Hälfte des Weges, dann nahmen wir Abschied. Karoline ging, während es anfing dunkel zu werden, nach Adamsdorf weiter und ich nach Soldin.“

„Sie gingen nach Soldin und ließen Ihren Stock zurück? Dieser Stock gehört Ihnen, Sie haben ihn als Ihr Eigenthum anerkannt — wie kommt es, daß derselbe neben der Ermordeten gelegen hat?“ —

„Ich übergab Karoline meinen Stock, damit sie ihn mitnehme und verwahre.“

„Wenn es Ihnen darum zu thun war, den Stock zurückzulassen, weshalb nahmen Sie ihn dann mit auf den Weg?“

„Ich wollte mich auf ihn stützen, als Rekrut aber konnte ich ihn nicht mehr brauchen.“

„Beschreiben Sie uns die Stelle, an welcher Sie sich von Ihrer Braut trennten.“

Behling bezeichnete nun genau die Stelle der Chaussée, an welcher er von Karoline den letzten Abschied mit Hand und Mund genommen haben wollte und erklärte dann, daß er mit ihr nicht abseits gegangen, vornehmlich nicht den ausgetrockneten Graben betreten hatte, um mit ihr dort zu ruhen.

Die Stelle, welche Behling beschrieb, war aber nur wenige hundert Schritte von diesem Graben entfernt und es erschien daher undenkbar, daß ein anderer nach so kurzer Zeit sich zu dem Mädchen gesellt und den Mord verübt haben konnte, da ihr Hülferuf den davonschreitenden Behling noch erreicht haben mußte.

So ruhte denn der dringende Verdacht, den Mord begangen zu haben, auf dem Angeschuldigten, obwohl er fortdauernd seine Unschuld betheuerte und seinem Schmerz über den Verlust der Braut Ausdruck gab.

Es gehört dieser Fall zu denjenigen, welche die Vertheidiger so oft anwenden, um bei Schwurgerichtsverhandlungen, in denen die Schuld des Angeklagten nicht durch Zeugen erwiesen ist, den Geschworenen die Möglichkeit einer falschen Verurtheilung und der Unschuld des angeblichen Thäters vor Augen zu führen — denn als man schon allgemein Behling als den Mörder bezeichnete, als auch die Gerichte von seiner Schuld überzeugt waren und der Unglückliche den Tod von der Hand des Henkers zu befürchten hatte, trat plötzlich zu seiner Rettung ein Umstand auf, ohne welchen er hülflos verloren gewesen wäre, obwohl er in der That vollständig unschuldig war! Der Zufall hatte es gewollt, daß ein Mädchen aus einem naheliegenden Dorfe an dem verhängnißvollen Abende auf dem Felde neben der Chaussée noch gearbeitet hatte und zwar so

nahe der Stelle, an welcher Behling von Karoline Abschied genommen, daß sie beide genau gesehen und erkannt hatte. Dieser Zufall rettete dem Angeklagten sein Leben und seine Ehre. Ohne ihn wäre er rettungslos ein Opfer unglücklicher Umstände geworden!

Jenes Mädchen meldete sich bei dem Gerichte und sagte aus: Behling und Karoline hätten auf der Chaussée gestanden, sich umarmt und geküßt und dann sich getrennt. Er sei nach Soldin gegangen, sie habe sich nach Adamsdorf gewandt. Beide hätten sich dann noch wiederholt, während es dunkelte, umgedreht, sich Grüße zugewinkt und sich Abschiedsworte zugerufen. Karoline sei dann schnell auf der Chaussée der Zeugin aus den Augen gekommen, Behling aber habe sie noch lange sehen können, da sie eine weite Strecke in der Nähe der Chaussée hingegangen sei, so daß es ihr nicht habe entgehen können, zu beobachten, wenn Behling noch einmal umgekehrt wäre.

Der unschuldig Angeklagte wurde nun allerdings nach langer Gefängnißstrafe und qualvoller Untersuchung freigelassen, sein Lebensglück aber war, wenn nicht für immer, so doch für lange Zeit zerstört und untergraben.

Von dem eigentlichen Mörder aber war keine Spur zu finden. Er war verschwunden wie ein Gespenst, wie ein Vampyr, welcher bei Nacht und Nebel sein Opfer anfällt, es mordet und seine gräßlichen Lüste an ihm befriedigt — Niemand dachte an Emilie Frank, welche im August des Jahres 1857 von einem großen, starken, schwarzbärtigen Manne überfallen und fast ebenso gewürgt worden war — Niemand sprach mehr von Henriette Fehlhaber, welche man im Jahre darauf todt in ihrem Bette gefunden hatte — Niemand wußte, daß auch die alte Wittwe Wall von demselben Menschen mit den stechenden Augen, dem schwarzen Barte und der entsetzlichen Gier, wie die Mädchen gemordet worden war — die Untersuchung wurde als resultatlos geschlossen, die armen Eltern der Karoline Zipperling trauerten um ihre Tochter, im Dorfe sprach man noch eine Zeit lang mit Grauen und Schrecken von dem geheim-

nißvollen Morde und dann allmälich wurde auch er und die Ermordete vergessen. — — —

Es war in der That wunderbar, daß man nicht einen Zusammenhang in allen den fürchterlichen Verbrechen fand; daß man nicht eine Methode in denselben entdeckte; und wenn hier und dort auch Jemand darauf hinwies, doch nicht den furchtbaren Menschen zu ergreifen, bei einer seiner blutigen Unthaten dingfest zu machen vermochte. Es ist dieser Umstand um so wunderbarer, da fast keine Woche verging, in welcher nun in der Nähe von Soldin und Lippehne nicht von einem frechen Einbruch zu erzählen war. Die Dörfer Giesenbrügge, Görlsdorf bei Schönfließ, Lettnin, Warsin und andere, wurden unaufhörlich von dem ruchlosen Verbrecher heimgesucht, bald erbrach er hier die Vorrathskammern und Keller, bald stahl er dort Gewehre, Werkzeuge und Wäsche aus den Wohnstuben, und nirgends vermochte man seine Spur zu finden, nie gelang es, ihn zu ergreifen, obwohl man Wächter ausstellte, Hunde hielt und Hetzjagden unternahm. Auch Adamsdorf suchte der Unhold wiederholt auf, raubte und stahl und verschwand. Niemand aber wußte, wo der Gefürchtete weilte, von welchem Schlupfwinkel aus er seine nächtlichen Raubzüge unternahm.

Man beobachtete noch immer genau den in Schönow wohnenden Martin Masch, da von Zeit zu Zeit wieder der Glaube wachgerufen wurde, der seit Jahren spurlos verschwundene Karl Masch sei der Räuber, doch blieben alle Beobachtungen ohne Erfolg. Man fand weder, daß Martin Masch mit fremden verdächtigen Menschen im Verkehre stand, noch daß er sein Haus heimlich verließ, er ging pünktlich seiner Arbeit nach, war still und für sich allein und gab keinerlei Anlaß zu Verdacht und zum Einschreiten der Behörden. Die Einbrüche während des Winters 1860—61 aber mehrten sich so sehr, daß kein Gutsbesitzer und Bauer mehr seiner Vorräthe und seines Eigenthums sicher war, während doch niemals weder von den gestohlenen Kleidern und der Wäsche, noch von den anderen Gegenständen irgend etwas zum Vorschein kam.

Da aber verbreitete sich in Soldin im Mai 1861 die Kunde von

einer Mordthat, welche an Furchtbarkeit nicht allein alle hier bisher beschriebenen blutigen Verbrechen übertraf, sondern fast einzig dasteht in den Gerichts-Annalen aller Länder und Völker, so daß der schaurige Bericht derselben nah und fern Entsetzen hervorrief und mit Schaudern vernommen wurde — hören wir in dem folgenden Abschnitt die Erzählung dieser grauenhaften Unthat. —

Wir haben anfangs unseren Lesern im Kruge von Dertzow den Mühlenbesitzer Baumgardt aus Chursdorf, einem Dorfe nicht weit von Soldin, vorgeführt. Baumgardt war in der ganzen Umgegend als ein wohlhabender Mann bekannt, dem es in jeder Beziehung recht gut ging. Seine Mühle war einträglich, er betrieb aber auch noch eine Bäckerei daneben und lieferte den meisten Ortschaften rings das Brod. Er erzählte wiederholt hier und dort im Kruge, daß er allein für Brod manchen Tag mehr als hundert Thaler einnehme, im Monat Mai aber, etwa am 4. oder 5., hatte er geäußert, daß er im Begriff sei, am 15. Mai zwei zum Verkauf stehende Kossäthenhöfe gegen baare Zahlung zu kaufen. Ein Bekannter hatte ihn bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht, lieber nicht von dem vielen Gelde zu erzählen, er wisse ja am besten, wie unsicher in neuerer Zeit die ganze Umgegend sei. Baumgardt, ein großer kräftiger Mann von etwa 50 Jahren, aber antwortete mit drohendem Lachen, zu ihm solle der Räuber nur einmal kommen, er wäre Ulan gewesen und würde dem Verbrecher mit Säbel und Gewehr das Handwerk gründlich legen.

Wenn man von Soldin aus die Landstraße nach Carzig passirte, gelangte man zuerst in das Dorf Chursdorf und dann nach etwa zehn Minuten zu der hübschen, umfangreichen Mühlenbesitzung Baumgardt's, welcher man auf den ersten Blick die Wohlhabenheit und den regen, einträglichen Betrieb ansah.

Das Wohnhaus und das Wirthschaftsgebäude lagen hart an der Landstraße, die Windmühle dagegen stand an der anderen Seite der-

selben auf einer Anhöhe, etwa 120 Schritte entfernt von dem Wohnhause und dem durch einen Bretterzaun abgeschlossenen Wirthschaftshofe.

Werfen wir einen flüchtigen Blick in das Wohnhaus, um in demselben für die nun folgende Erzählung gehörig orientirt zu sein.

Der Haupteingang führte von der Landstraße aus in den Hausflur, aus welchem man rechts in ein Wohnzimmer und in eine an dieselbe stoßende Backstube gelangte, links kam man in eine Stube, dann in eine Kammer und dann in die Schlafstube des Müllers und seiner Frau. An dieser lag die Küche. Hinter dem Hause und seitwärts von demselben lag der Hof, auf welchen man durch die Hinterthür aus dem Hausflur und durch einen Thorweg auch von der Landstraße aus gelangen konnte. Unterhalb der Fenster und des Hauses, welche theils nach dem Garten, theils nach der Straße und dem Hofe führten, befanden sich, wie in den meisten Häusern, kleine, niedrige Kellerfenster, welche mit Eisenstangen versehen waren.

Baumgardt und seine Frau schliefen, wie erwähnt, in dem nach dem Hofe gelegenen Eckzimmer neben der Küche, sein Dienstmädchen Karoline Hartmann, 16 Jahre alt, und sein zweiter Sohn Emil, 12½ Jahre alt, schliefen in der daranstoßenden Kammer und seine 10½ Jahre alte Tochter Ottilie mit dem kleinen erst 5 Jahre alten Rudolph in der Vorderstube daneben, die drei Räume waren durch Thüren mit einander verbunden, so daß man aus dem einen unmittelbar und ungehindert in den andern gelangen konnte, ein Umstand, welcher in allen Personen das Gefühl der Sicherheit erhöhte, da ja ein Ruf im Nebenraume im Falle irgend eines Unheils sofort die Schläfer erwecken und herbeirufen mußte. Außer diesen sechs Personen befand sich aber noch ein starker, kräftiger Mann in dem Hause, das war der oben in einer Bodenkammer schlafende Bäckergeselle Großmann, welcher die Bäckerei Baumgardt's führte, während er selbst in Gemeinschaft mit seinem ältesten Sohne Berthold das Müllergewerbe betrieb. Berthold,

15 Jahre alt, schlief seit Ostern 1861 als Müllerbursche allein in der jenseits der Landstraße liegenden Mühle.

Baumgardt's Frau, welche früher schon einmal verheirathet gewesen war, hatte aus dieser ersten Ehe mehrere Kinder zugebracht, welche im Frühjahr 1861 aber alle auswärts sich befanden, sie hatten sich zum Theil verheirathet, zum Theil waren sie auf der Wanderschaft, die jüngste Stieftochter Baumgardt's, Henriette Röhl, hatte er nach Lippehne gebracht und dort in Pension gegeben, damit sie Nähunterricht erhielt.

Am Abend des 10. Mai besorgten die Baumgardt'schen Eheleute vor dem Schlafengehen noch alles Nöthige in ihrer Wirthschaft. Großmann, der Bäckergeselle, welcher schon eine geraume Zeit bei Baumgardt war, wünschte gegen 10 Uhr allen eine gute Nacht, die Kinder waren theils schon schlafen gegangen, theils suchten sie nun ihre Betten auf, und nach 10 Uhr begaben sich auch der Müller und seine Frau, nachdem sie alle Thüren gehörig verschlossen hatten, in ihre Schlafstube, um sich zur Ruhe zu legen.

Auf dem Hofe befanden sich drei Hunde, welche während des Tages in und neben ihren Hütten angebunden waren, Abends wurden sie losgelassen, um das abgesondert von der Landstraße liegende Gehöft zu bewachen.

Großmann, welcher von seiner Arbeit sehr ermüdet war und immer schon um die vierte Morgenstunde aufzustehen pflegte, schlief sehr fest, dennoch war es ihm einmal mitten in der Nacht so, als hörte er einen der Hunde heftig bellen, da das aber oft vorkam, wenn Nachts Wagen oder Handwerksburschen vorüberkamen, so ließ er sich nicht aufmuntern, erwachte vielmehr erst nach 4 Uhr, zog sich an und begab sich hinab, um an seine Arbeit zu gehen.

Er trat in seine Backstube, stellte alle Geräthe zurecht und holte vom Hofe Wasser und Holz herbei, damit das Backen, nachdem Baumgardt aufgestanden war, ohne Zögern vor sich gehen konnte.

Noch immer aber rührte sich nichts im Hause.

Großmann trat darauf, ohne an etwas Böses zu denken, in die Küche, um der Karoline Hartmann, der Magd, welche auch noch immer nicht erschien, eine Arbeit abzunehmen und auf dem Herde Feuer anzumachen.

Nun wurde dem Gesellen die Zeit zu lang. Baumgardt und seine Frau pflegten sonst, gleich ihm, stets um 4 Uhr aufzustehen und noch rührte sich nichts in der Schlafstube.

Großmann öffnete daher endlich die aus der Küche in die Schlafstube der Eheleute führende Thür, um sie zu wecken — er prallte aber vor dem entsetzlichen Anblicke, welcher sich ihm darbot, erbleichend zurück — auf den Dielen vor ihm lag mit zerschmettertem Kopfe die kleine Ottilie in einer Blutlache, welche das weiße Hemd des Mädchens roth gefärbt hatte, und in den Betten erblickte er zwei gräßlich entstellte Leichname — es waren der Müller und seine Frau.

Großmann war keines Wortes, keiner Bewegung fähig, so fürchterlich war der Schreck und der Eindruck, welchen dieser Anblick machte. Ottilie hatte sich noch am Abend mit ihm geneckt, Baumgardt und seine Frau hatten gesund und vergnügt neben ihm beim Abendbrod gesessen — und nun lagen sie vor ihm, bedeckt mit Blut und zur Unkenntlichkeit entstellt! Endlich faßte er sich ein Herz und rief laut den Namen der Magd — dann, als alles schauerlich still in dem Hause blieb, trat er in die anstoßende Kammer.

Ein neuer entsetzlicher Anblick bot sich ihm dar!

Das junge, lebensfrische, kaum zur Jungfrau entwickelte Mädchen, Karoline Hartmann, lag halb entblößt und mit blutbeflecktem, fürchterlich entstelltem Kopfe in ihrem Bette — Emil Baumgardt sah noch grauenhafter aus — die Mörder hatten seinen Schädel völlig zerschmettert — er sowohl wie die Magd hatten unter den wuchtigen Streichen sofort ihr Leben ausgehaucht— im dritten Zimmer lag der kleine Rudolph, er allein röchelte noch, obwohl auch sein Kopf mit Wunden bedeckt war.

Ein gräßliches Blutbad war in dem friedlichen Müllerhause angerichtet, ein sechsfacher Mord, eine Metzelei war hier, während Großmann oben fest geschlafen hatte, begangen, wie sie in solcher Furchtbarkeit ihresgleichen nicht hat.

Großmann floh von der schauerlichen Stätte, zitternden Fußes eilte er aus dem Hause und dann nach der Mühle, um Berthold herbeizurufen — war auch er ein Opfer der blutgierigen Mörder geworden? Hatten sie den in der Mühle Schlafenden auch aufgesucht und gefunden?

Nein, er sah ihn unten in der Mühle beschäftigt und rief ihm mit wenigen Worten die schreckliche Botschaft zu.

Berthold ließ alles stehen und liegen und eilte mit Großmann nach dem elterlichen Hause. Der Sohn fand seine Eltern und Geschwister in ihrem Blute liegend vor. Er schrie laut auf vor Schreck und Schmerz und stand dann rathlos da neben den Leichen seiner Angehörigen.

Großmann eilte in das Dorf, um Hilfe herbeizuholen, und bald erschienen ein Arzt und Beamte in dem Hause, um den noch röchelnden kleinen Rudolph beizustehen und den gräßlichen Thatbefund festzustellen.

Der Arzt erklärte, daß dem Knaben keine Hilfe mehr zu leisten sei, nach kurzer Zeit schon hatte auch sein Organismus ausgearbeitet und sechs Leichen lagen in den Betten und auf den Dielen umher.

Die Kunde von dem schauerlichen Morde verbreitete sich schon am 11. Mai, einem Sonnabend, schnell von einer Ortschaft zur anderen, auch in Soldin erzählte man sich auf dem Markte davon, daß die ganze Baumgardt'sche Familie bis auf Berthold in ihrem Blute schwimme. Anfangs wollte man nicht an die Möglichkeit eines solchen unerhörten Verbrechens, einer solchen Menschenschlächterei glauben, bald aber traf die Bestätigung ein, und nun konnte sich niemand den Beweggrund zu dieser schrecklichen Unthat erklären, bis endlich öffentliche Bekanntmachungen es unzweifelhaft sein ließen, daß ein Raubmord ohne Gleichen verübt worden war. Von dem Thäter wußte noch niemand etwas, auch die Behörden waren noch vollkommen ohne eine Spur.

In der darauf folgenden Nacht wurden plötzlich die Mannschaften des in Soldin garnisonirenden 2. Bataillons 48. Infanterie-Regiments durch Trommelwirbel zusammen gerufen, um sofort eine genaue Durchsuchung des Dertzower Forstes vorzunehmen. Sie kehrten aber am Tage darauf nach Soldin zurück, ohne in dem Walde eine Spur der Mörder aufgefunden zu haben.

Man wird sich denken können, daß diese entsetzliche Unthat, ihre Nebenumstände und Vermuthungen aller Art alle Gemüther erfüllten. Das Kreisblatt enthielt eine von dem Landrath von Cranach und dem Staatsanwalt Grafen von Westarp unterzeichnete Bekanntmachung, in welcher von der Königlichen Regierung auf die Ergreifung des Mörders eine Belohnung von 300 Thalern ausgesetzt war.

Während die Aufregung im Umkreise immer mehr wuchs, stellte sich über den Thatbefund an Ort und Stelle folgendes heraus:

Eine Spur nackter Füße führte von dem Zaune hinten am Felde, über welchen der Mörder in das Gehöft gedrungen war, nach dem Hause Er hatte noch zwei Mordgehilfen bei sich gehabt, wie später die Spuren zweier mit Stiefeln bekleidet gewesener Männer deutlich erwiesen. Die Hunde, welche anfangs laut gebellt hatten, waren von ihnen verscheucht, vielleicht auch durch hingeworfenes Fleisch beschäftigt worden.

Der Weg, auf welchem der oder die Mörder in das Haus gedrungen waren, war genau derselbe, den der um Soldin und Lippehne hausende Räuber bei seinen Einbrüchen stets zu wählen pflegte. Es war nicht die Hausthür aufgebrochen, vielmehr mit Hilfe einer Holzstange die Eisentraillen vor einem der niedrigen Kellerfenster zerbogen und aus dem Mauerwerk gebrochen worden. Der eine Mörder, ohne Zweifel der Anführer, hatte sich durch die nun freie Oeffnung gedrängt und in den Keller hinunter gelassen, dann war er auf der Kellertreppe in den Hausflur gelangt, hatte die Thür desselben, welche nach dem Hofe führte, geöffnet und seine Mordgesellen in das Haus gelassen. Sie hatten dann die eine Seite des Hauses, auf welcher vorne sich die Wohnstube und hinten der Back-

raum befanden, in der Voraussetzung ganz unbetreten gelassen, daß Baumgardt sein Geld ohne Zweifel stets mit in seine Schlafstube nahm, darin aber hatten sie sich geirrt, denn gerade in dieser Vorderstube befanden sich in einem Schranke 450 Thaler, welche unberührt vorgefunden wurden.

Um so wüster sah es in den Räumen auf der anderen Seite des Hauses aus. Hier waren alle Kommodenkasten und Schränke geöffnet und die Sachen herausgerissen. Wäsche, Kleider und Papiere lagen in wirrem Durcheinander auf dem Fußboden, und von einem Kasten, in welchem sich ein Beutel mit etwas Geld befunden hatte, war der Deckel mit Hilfe eines Stemmeisens abgebrochen. Der Beutel und noch mehrere andere Gegenstände fehlten.

Die beiden Leuchter mit Lichten, welche auf einem Wandbrett in der Küche gestanden hatten, waren von den Mördern zum Leuchten benutzt worden, der eine wurde in der Kammer gefunden, in welcher Emil und die Hartmann geschlafen hatten, der andere stand mit herunter gebranntem Lichte auf einem Absatze des Küchenspindes. An den Leuchtern sowohl wie an der aus den Kasten gerissenen Leinwand sah man die Abdrücke der von Blut triefenden Hände.

Die Mörder waren aus der Küche in die Schlafstube Baumgardt's und seiner Frau gedrungen und hatten zuerst den erwachenden und aufspringenden, am meisten zu fürchtenden Müller mit einigen Beilhieben niedergestreckt, dann seine Frau erschlagen — ihr Kopf war förmlich in die Kissen eingekeilt. Auf ihren Hülferuf war ohne Zweifel Ottilie in die Schlafstube gekommen, um sofort von dem Mörder die tödtlichen Streiche zu empfangen. Die Magd und die anderen Kinder hatten sich aus Furcht wohl nicht aus ihren Betten gewagt, oder sie waren zu spät munter geworden, um durch die Vorderstube entrinnen zu können. Daß der Mörder sich vorher über die Räume und die Betten so viel wie möglich Aufklärung verschafft hatte, ging daraus hervor, daß man in der weichen Erde des Gartens an den Fenstern dieselben nackten Fußtritte wie auf dem Hofe und in dem Keller fand — er hatte zuerst das Haus

umschlichen, gleichwie das wilde Thier es macht, bevor es sich auf seine Opfer stürzt.

Die Besichtigung der Leichen und die gerichtliche Obduktion derselben wurden von dem Kreisphysikus Sanitätsrath Dr. Holzhausen, von dem Dr. Lender aus Soldin und dem Wundarzt Janecke aus Lippehne vollzogen, während man außerhalb des Hauses von Seiten der Gerichtspersonen alles aufbot, um die Spuren der entwichenen Mörder aufzusuchen und zu verfolgen; man hatte aber in dieser Beziehung leider nur geringe Erfolge aufzuweisen, da sowohl die Eindrücke der nackten Füße wie auch der Stiefeln der beiden anderen Mörder sich in geringer Entfernung von dem Hause auf dem härteren Boden ganz verloren.

Der Anblick der Leichen und der Räume, in welchen die gräßliche Menschenschlächterei stattgefunden hatte, war abschreckend. Wo man hinsah, fiel das Auge auf Blutlachen, auf Gehirntheile und blutbespritzte Wände und Betten! Die grauenhafte Arbeit war in ganz kurzer Zeit vollbracht, wenige Minuten hatten hingereicht, um sechs blühende Menschenleben zu vernichten — das Blut war bei den Axthieben hochaufgespritzt und hatte die Betten, die Wände, die Dielen besudelt — die Hände der Mörder hatten von dem Blute geraucht, man konnte deutlich sehen, daß sie sie an den weißgetünchten Wänden abgewischt hatten! Wäre Großmann erwacht und herabgekommen, um seinem Herrn beizustehen, so wäre auch er ihr Opfer geworden, der Tod aber hatte Baumgardt ohne Zweifel so schnell ereilt, daß er weder zu lautem Hilferufe, noch zu einem Kampfe Zeit gefunden hatte, für den letzteren Umstand sprach vorläufig die Lage des ermordeten Müllers und der Befund der Unterjacke, der Unterbeinkleider und des Hemdes, alle diese Sachen waren völlig unzerrissen und scheinbar ohne Zeichen, daß sie von den Händen der Mörder berührt waren. Baumgardt selbst wurde halb auf dem Rücken, halb auf der rechten Seite liegend, in seinem Bette vorgefunden. Zwei Wunden, welche sich an seinem Kopfe zeigten, waren ihm mit der Rückseite eines Beiles beigebracht, die eine befand sich an der linken Schläfe,

die andere höher zwischen der Stirn und den Haaren, sie waren mit so furchtbarer Gewalt beigebracht, daß diese Theile des Kopfes völlig zersplittert und zerschmettert waren. Außerdem hatten die Mörder, um den Tod Baumgardt's sicher herbeizuführen, ihm am Halse einen tiefen Schnitt und in der Brust drei Stiche beigebracht, deren einer das Herz getroffen hatte — der Müller hatte nach den tödtlichen Axtschlägen noch geathmet — der Schnitt am Halse hatte den Tod beschleunigt — sein Mund war mit röthlichem Schaume bedeckt, sein Gesicht, seine Brust, sein Hals und die Betten mit Blut reichlich belaufen. Es stellte sich nun aus der Untersuchung der verschiedenen Wunden heraus, daß der Müller nicht im Bette liegend ermordet sein konnte, da ihm zuerst die Axthiebe beigebracht worden waren. Vom Kopfende des Bettes aus hatte der Mörder das Beil nicht schwingen können, da ihn hier die Wand behinderte, vom Fußende aus noch weniger, da er von hier aus nicht den Kopf erreicht haben konnte, und dennoch waren diese Schläge zuerst gegen ihn geführt. Es war daher nicht anders möglich, als daß Baumgardt, als er in der Küche ein Geräusch vernahm, sich erhob und nach der Thür hinschritt. In demselben Augenblicke traten ihm die Mörder entgegen, und bevor er sich wehren und rufen konnte, traf ihn der erste Schlag, welcher ihn betäubte, dann der zweite, welcher genügte, ihn zu tödten. Hierauf hatten die Mörder ihn nach seinem Bette geschleppt, ihn in dasselbe gelegt und das Deckbett über ihn geworfen. Für diese Annahme der Aerzte sprach auch der Umstand, daß sich eine Spur von Blutstropfen auf dem Wege von der Küchenthür nach dem Bette vorfand, während dagegen der Befund seiner Bekleidung entsprach. Im Bette hatten die Mörder ihrem Opfer dann noch mit einem dolchartigen Messer die drei Stiche und den Halsschnitt beigebracht.

Dann erst hatten sie sich an die Frau des Müllers gemacht, welche auf der linken Seite bis an das Kinn zugedeckt in ihrem Bette gelegen hatte. Sie war liegend erschlagen worden. Dasselbe Beil, welches ihren Mann getödtet hatte, war auch gegen ihren Kopf geschwungen worden.

Zwei wuchtige Schläge hatten ihre Schläfe zerschmettert. Ottilie Baumgardt war bei dem Geräusche aus ihrem Bette gesprungen, das völlig ohne Blutflecken war, und in die Schlafstube der Eltern geeilt — dort hatte sie sofort der tödtliche Schlag zu Boden gestreckt — sie hatte zum Schutze ihre Hände erhoben und vorgehalten, das Beil hatte einen Finger und die innere Fläche der linken Hand gestreift und dann ihren Kopf zerschmettert, so daß das Gehirn ausgelaufen war. Ohne Schmerzensschrei und Todeskampf war sie in einer Sekunde von blühendem Leben zu ewigem Schlafe neben ihren Eltern hingesunken!

In der anstoßenden Kammer fand man Emil Baumgardt in seinem Bette mit ähnlich zerschmettertem Kopfe — zwei Streiche hatten ihn getödtet. An Karoline Hartmann schienen alle drei Mörder ihre grauenhafte Mordlust gekühlt zu haben, da ihr völlig unkenntlicher Kopf acht klaffende Wunden zeigte.

Noch entsetzlicher war der Anblick des kleinen Rudolph, welcher bei der Ankunft des Arztes noch eine kurze Zeit geathmet hatte, obwohl auch ihm der Kopf gespalten worden war — wir enthalten uns hier der näheren Beschreibung der Wunden und des Leichenbefundes, da dieselbe zu entsetzlich, zu abschreckend und grauenhaft ist, und werden später nur noch die ärztlichen Aussagen aktengemäß folgen lassen, da dieselben interessante Aufschlüsse geben. Bemerken wollen wir hier nur, daß die schreckliche Mordarbeit zwischen 2 und 3 Uhr Nachts verrichtet worden war, da die beiden Stubenuhren, deren Gewichte und Pendel die eilig alles durchsuchenden Raubmörder berührt hatten, gegen 3 Uhr stehen geblieben waren.

Nach allen diesen Feststellungen ging man an die ruhelose Verfolgung und Aufsuchung der Thäter, und die allgemeine Entrüstung nah und fern versprach dabei wesentliche Dienste zu leisten.

Man fand auf dem Felde in einiger Entfernung von dem Hause Eindrücke, welche von den Knieen zweier Menschen herrührten, es hatte den Anschein, als hätten dieselben hier ihre Beute getheilt — hatten zwei aber

nur das Haus verlassen und sich entfernt, so lag der Gedanke nahe, daß der dritte Mörder in das Haus zurückgekehrt und dort geblieben sei — und so lenkte sich, genährt durch den Umstand, daß die Hunde nicht laut genug gebellt und nicht gehörig gewarnt und daß der Geselle oben nichts von dem Lärm unten gehört, der Verdacht, an dem Morde Theil genommen zu haben, zuerst auf Großmann.

Auffallend war es in der That, daß die drei Hunde, welche sonst wachsam und böse waren, diesmal ihre Pflicht ganz vernachlässigt hatten, man wurde unwillkürlich zu dem Gedanken geführt, daß ein denselben Bekannter sie beschwichtigt hatte. Auch daß Großmann nicht das Geringste gehört haben und nicht erwacht sein wollte, war kaum glaublich, da das Erbrechen des Kastens unten, das Geschrei der armen Ottilie und das Oeffnen der Kommoden und Schränke Lärm gemacht haben mußte.

Nun aber war dagegen einzuwenden, daß Großmann von schwerer Arbeit ermüdet war, daß man gerade gegen Morgen am festesten schläft, und daß, wenn Großmann wirklich zu den Mördern gehörte, wenn er sie in das Haus gelassen und mit ihnen gemeinsam den Raubmord ausgeführt hätte, keinenfalls die 450 Thaler in dem Spinde der Vorderstube geblieben wären, da er von dieser Summe Kenntniß hatte. Auch war das Benehmen des allein am Leben gebliebenen Hausgenossen derart, daß bald jeder Verdacht sich als unbegründet erwies.

Die Blicke der Behören wurden vielmehr in den nächsten Tagen schon nach einer ganz anderen Seite hingelenkt. Einige Kinder aus Churdorf kamen eilig und mit ängstlichen Mienen aus dem Dertzower Forst zurück und erzählten, daß sie im Walde drei Männer gesehen hätten, von denen der eine groß, breitschulterig und wild ausgesehen habe, sie wollten in ihm mit Bestimmtheit den so oft mit Furcht und Schrecken genannten Masch an seinem schwarzen Barte und den stechenden Augen erkannt haben.

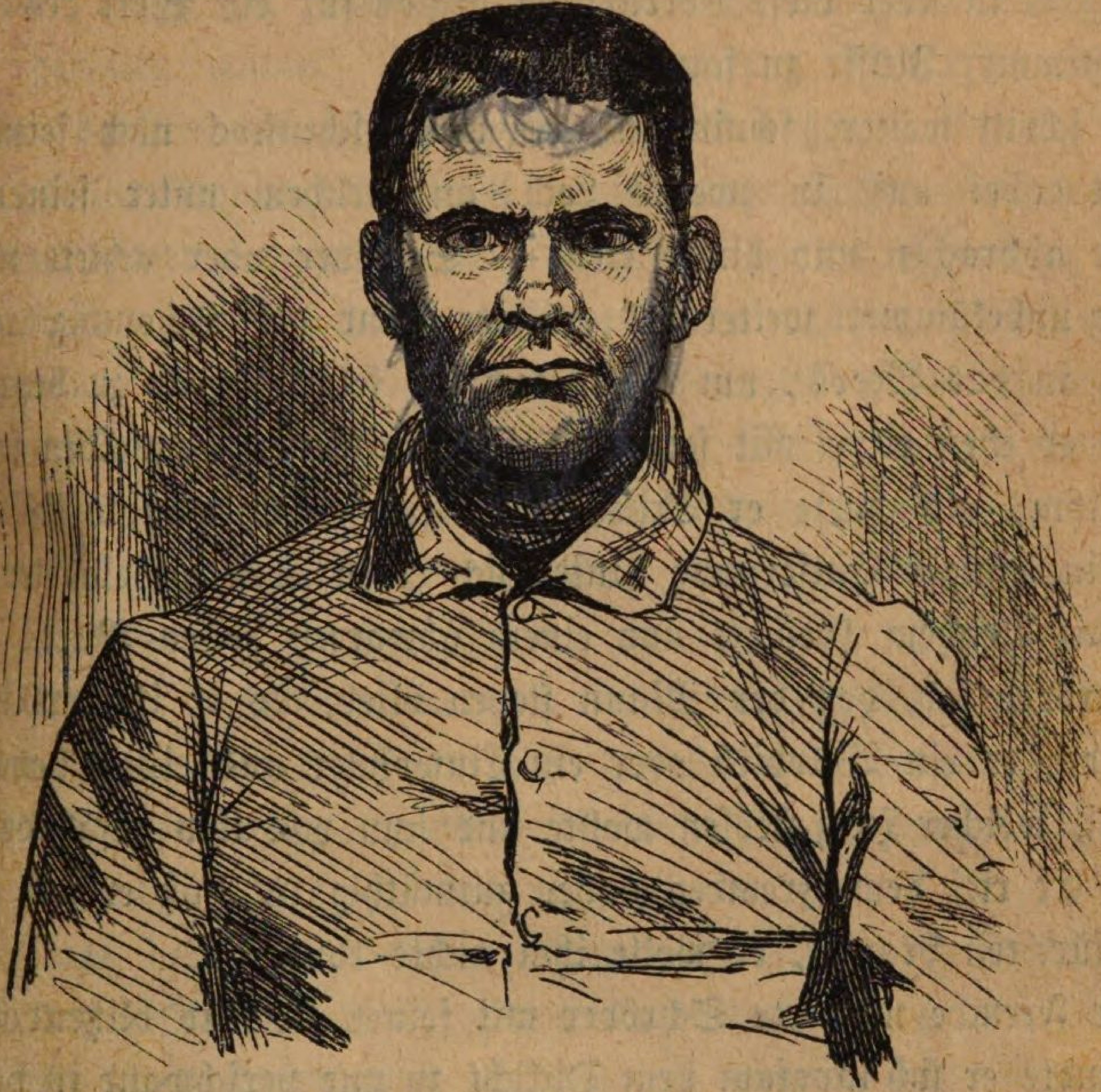
Obwohl nun dieser Mensch seit Jahren nirgends mehr gesehen worden war und der Gedanke nahe lag, daß die Kinder durch die vielen ge-

heimnißvollen Erzählungen von ihm zu einem falschen Glauben verführt waren, fand man nunmehr doch heraus, daß Masch bei seinen Einbrüchen fast immer dieselbe Art, sich Eingang in die Häuser zu verschaffen, angewandt hatte, wie sie am Chursdorfer Müllerhause sich zeigte. Man ließ daher sofort, wie schon erwähnt, den Dertzower Forst und die ganze Umgegend genau durchsuchen, auch einen Steckbrief überall verbreiten, in welchem das Signalement des Masch angegeben war. Diese Bemühungen aber waren vollständig erfolglos, es war von dem Genannten nirgends eine Spur zu entdecken und das geheimnißvolle Dunkel, das seine Person umgab, wuchs nur noch mehr.

Die ausgesetzte Belohnung bewirkte es, daß bei dem Gerichte in Soldin mehrere Anzeigen einliefen, welche einige Bewohner benachbarter Dörfer der Thäterschaft beschuldigten, da der Ruf derselben schlecht war, überdem man sie als Wilddiebe kannte und sie in letzter Zeit bedeutende Ausgaben gemacht hatten — doch auch hier hatten die Untersuchungen keinen Erfolg. Es war unzweifelhaft, daß ein so grauenhafter Mord, wie der in Chursdorf verübte, nur von Verbrechern ausgeführt sein konnte, welche in ihrem Bluthandwerk erfahren und ergraut waren.

Es trafen in Soldin mehrere geschickte Criminalbeamte aus Berlin, Stettin, Frankfurt und Stargard en, um die Bemühungen der Behörden zu unterstützen, diese gewiegten Polizisten boten alles auf und ließen kein bewährtes Mittel, die Thäter zu entdecken, unversucht, aber selbst unter ihren Augen wiederholten sich auch jetzt noch hier und dort Diebstähle und Einbrüche, welche nicht allein von der Frechheit und dem Sicherheitsgefühl der Verbrecher Zeugniß ablegten, sondern auch immer wieder den Namen Masch auftauchen ließen, dieses räthselhaften Menschen, von dem man immer wieder sprechen hörte, ohne ihn jedoch irgendwo finden und ergreifen zu können. Wenn man aber einmal etwas Ungewöhnliches gesehen hatte, so wurde es entweder als ein von der Furcht eingegebenes Phantasiebild betrachtet oder von den Betreffenden in unbegreiflicher Unbefangenheit nicht weiter verfolgt und beachtet.

Wir sprachen schon einmal davon, daß der gefürchtete Räuber nicht allein von fabelhaftem Glück, sondern auch von der Leichtgläubigkeit der Leute begünstigt wurde, und hierfür wollen wir nur ein Beispiel folgen lassen.



Martin Masch.

Vor Verübung des Chursdorfer Mordes kam eines Tages der Arbeiter Schröder aus Warsin — im Pyritzer Kreise — auf dem Fahrwege daher, welcher auf den herrschaftlich Warsiner Forst und die zu demselben gehörige Schonung hinläuft. Schröder wollte sich unter den jungen Bäumen einen Peitschenstiel auswählen und schneiden, er ging daher durch die Schonung hin und erreichte eine inmitten derselben, etwa eine halbe Meile vom Dorfe Warsin entfernte Anhöhe, in deren Nähe ein

Dohnenstrich hinlief. Als er zwischen jungen, wie es schien, neuerdings gepflanzten Fichten hinschritt, erblickte er plötzlich vor sich ein Loch in dem Erdreiche. Er bückte sich, da es den Anschein hatte, als steckte ein Rohr in dem Loche, welches kaum bemerkbar vorragte. Schröder bückte sich, erklärte sich dann aber diese Vorrichtung arglos für ein Werk des Försters, dazu bestimmt, Iltisse zu fangen.

Er schritt weiter, schnitt sich einen Peitschenstock nach seiner Wahl und trat dabei auf ein zweites Loch, an welchem unter seinen Füßen Erdtheile abbrachen und hinabfielen — Schröder aber achtete nicht darauf, ging unbekümmert weiter bis an den Rand der Schonung und setzte sich dort in das Moos, um den Stock für seine Zwecke zu beputzen.

Als er eben eifrig mit seinem Taschenmesser an demselben schnitzelte, war es ihm, als hörte er Tritte hinter sich — er wandte sich um und erblickte in einiger Entfernung hinter sich einen ihm unbekannten großen Mann mit bleichem Gesichte und einem schwarzen vollen Bart.

Schröder sah, daß der Mann stehen blieb, als er ihn erblickte, und glaubte, daß er ein Wilddieb oder ein Einwohner aus einem benachbarten Dorfe sei, welcher Holz stehlen wollte und nun von ihm gefährdet zu sein glaube. Er rief dem Fremden daher gutmüthig zu, daß er sich nicht vor ihm zu fürchten brauche, er wolle ihm nichts thun.

Der Fremde musterte Schröder mit seinen stechend blitzenden Augen, dann wandte er sich langsam dem Dickicht zu und verschwand in demselben, während Schröder ruhig und ohne etwas Böses zu ahnen, seine Arbeit fortsetzte und dann nach Warsin zurückkehrte. Er hielt es nicht einmal der Mühe werth, von seiner Begegnung zu erzählen, erst später, als die nachstehenden Ereignisse laut wurden, theilte er anderen Arbeitern und Bauern mit leisem Schauder den Vorfall mit, welchem er damals in bewundernswürdiger Arglosigkeit gar keine Bedeutung zugeschrieben hatte. —

Kurz nach Verübung des Chursdorfer Mordes aber geschah etwas, was plötzlich alle Gemüther in noch größere Aufregung versetzte und zur Folge hatte, daß man den hier und dort mit Furcht und Grauen genann-

ten Masch mehr denn je für eine Person hielt, welche ein geheimnißvolles, räthselhaftes Wesen trieb und mit dem Bösen im Bunde sein mußte — ja, man sprach allgemein mit einer Scheu und einer Art Bewunderung von ihm, welche gewissermaßen ihre volle Begründung hatte da ähnliche Dinge seit Menschengedenken nicht vorgefallen und nicht für möglich gehalten waren. Die Erzählungen von Räuberbanden, welche in Höhlen hausten und jahrelang der Schrecken ganzer Provinzen waren, gehörten à la Rinaldo Rinaldini vergangenen Jahrhunderten an, und nun sollten derartige märchenhafte Vorgänge, von welchen man wohl mit heimlichem Gruseln sich in den Kinderstuben erzählte, wahr und wahrhaftig sein und die schreckliche Erzählung ergänzen, welche schon im Jahre 1858 von Mund zu Munde ging, als der Mühlenbesitzer Ebel in dem Pyritzer Stadtforste die unterirdische Höhle aufgefunden hatte.

Am 17. Mai 1861, also sechs Tage nach dem Auffinden der Leichen in dem Müllerhause zu Chursdorf, zog sich über Pyritz und Warsin gegen Abend ein Gewitter zusammen. Die dunkelen Wolken thürmten sich höher und höher am Horizonte auf, ein heftiger Wirbelwind erhob sich und verkündete den nahe bevorstehenden Regen, welcher bei dem drohenden Gewölk stark und dicht zu werden versprach.

Während der Donner rollte, kehrten schnell zwei Bauern aus dem Dorfe Warsin, Namens Rühl und Pötter, vom Felde zurück. Sie hatten gehofft, ihre Wohnungen noch erreichen zu können, nun aber ereilte sie das Gewitter doch auf dem Wege, sie hatten noch fast eine halbe Stunde zu laufen, bevor sie in dem Dorfe ankamen.

„Es regnet schon," rief Pötter dem Rühl zu, „komm, laß uns hier in die Schonung treten und unter dem Laube den Regen abwarten!"

Sie waren dicht an der herrschaftlichen Waldschonung angekommen, in welcher Schröder sich damals seinen Peitschenstiel ausgesucht hatte, und traten auf einem schmalen, wie es schien, wenig benutzten Seitenpfade in das Gehölz hinein, um vor dem Regen, welcher bereits in großen, schweren Tropfen herabzufließen begann, Schutz zu suchen.

Da plötzlich blieb Pötter in der Nähe der schon früher erwähnten Anhöhe stehen und rief seinem Gefährten zu, näher zu treten, indem er mit der Miene des höchsten Erstaunens auf ein dicht vor ihm im Erdboden befindliches, tiefes, wohl anderthalb Fuß breites Erdloch zeigte, neben welchem ein mit Erde und Moos belegter Deckel und ein starker Knotenstock lagen.

Als Rühl zu Pötter trat und nun gleichfalls das Loch und den Deckel erblickte, ergriff er seinen Arm, um ihn zurückzuziehen, da er nicht die mindeste Lust verspürte, dem unheimlichen und unerklärlichen Funde, welcher in ihm das Gefühl der Furcht und die Ahnung einer drohenden Gefahr erweckte, auf den Grund zu gehen.

Pötter dagegen schien an nichts Böses zu denken und war eben im Begriff, näher zu der Erdöffnung hinzutreten — da plötzlich tauchte in derselben der Kopf eines Menschen auf, dessen bleiche Züge, schwarze wirre Haare und stechend funkelnden Augen einen grauenhaften Anblick gewährten, so daß Pötter, dessen Hand die Pfeife entfallen war, wie angewurzelt und von Entsetzen erfüllt dastand, während Rühl schnell nach dem Rockschoß seines Gefährten griff, um ihn eilig mit sich fortzuziehen.

Pötter's Augen waren starr auf den gräßlichen Menschenkopf gerichtet, welcher von einem schwarzen, struppigen Barte umrahmt war und welchem nun der Hals und die Schultern aus dem Schoße der Erde nachfolgten — dann aber verschwand die gespenstische Erscheinung wieder in der Tiefe. —

„Herr Gott im Himmel," stieß Pötter nun heraus und folgte dem durch das Dickicht schnell davoneilenden Gefährten, während ihm noch die Haare zu Berge standen und ein Schauder über den Rücken rieselte. Er holte Rühl ein und lief nun mit ihm nach Warsin, wo sie die ganze Dorfbewohnerschaft zusammenriefen, um mit den Zeichen unbeschreiblichen Schrecks, den sie immer noch nicht überwinden konnten, zu erzählen, was sie gesehen hatten.

Schnell fand sich eine Anzahl beherzter Männer, welche dem Spuk sofort auf den Grund gehen wollte, und da sich die Kunde von dem Loche in der Erde und von dem Menschenkopfe rasch verbreitete, strömten bald von allen Seiten die Männer nach der Schonung. Auch der Schulze von Warsin und der herbeigerufene Landgensd'arm begaben sich mit Pötter und Rühl zu der verhängnißvollen Stelle, um mit Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln alles genau zu untersuchen.

Man fand nun, daß das Loch in eine Höhle hinabführte, welche der im Jahre 1858 durch Ebel in dem Pyritzer Forste aufgefundenen glich! Wie dort war auch hier die Erde über der Höhle sorgsam mit Moos, Gebüschen und jungen Fichten bepflanzt, und der Deckel, welcher neben dem Eingangsloche lag, war so getreu der umliegenden Erde nachgebildet, daß der Förster und die Bauern wohl schon oft an demselben vorüber gegangen waren, ohne Verdacht zu schöpfen. Hätte der Regen die beiden Bewohner von Warsin nicht zufällig in die Schonung getrieben und hätte der Höhlenbewohner nicht, um wahrscheinlich eine Ausflucht in den Wald zu machen, den Deckel von der Oeffnung abgenommen, dann wäre dieser unterirdische Schlupfwinkel wohl noch lange nicht aufgefunden worden.

Die Höhle hatte man nun allerdings gefunden — der Bewohner und Erbauer derselben aber war auch diesmal wieder entwischt, und er hatte ja volle Zeit gehabt, sich in Sicherheit zu bringen, während Pötter und Rühl nach Warsin eilten und von dort die Männer herbeikamen.

Der Erbauer der Höhle schien sich diesmal noch mehr Zeit und Muße zur Herrichtung seiner unterirdischen Wohnung gelassen und seine Erfahrungen von früher nützlich angewandt zu haben. Die Höhle war höher und breiter als die in dem Pyritzer Forst gefundene, sie hatte über 14 Fuß in der Länge und nahezu 10 Fuß in der Breite. Mit wirklich bewunderswürdiger Geschicklichkeit war alles hergerichtet und eingetheilt. So befanden sich die aus den Ecken der Höhle nach der Erdoberfläche führenden Luftlöcher alle dicht an Bäumen, an deren Wurzeln sie nicht auffallen konnten, der Kamin war sachgemäß aus Lehm und Steinen er-

baut und durch eine Eisenthür verschlossen, innerhalb der Höhle befand sich ein weiches Lager und ein ganz praktischer, reich bestellter Tisch, welchen der Höhlenbewohner in der Art hergestellt hatte, daß er vier Pfähle in die Erde gerammt und Bretter auf dieselben genagelt hatte. Eine Treppe, bestehend aus zwei rohen Hölzern und daran befestigten Absätzen oder Sprossen, erleichterte den Ein- und Ausgang, und eine alte, beschnittene Gießkanne von starkem Bleche war geschickt nebst noch einem zweiten Rohre als Abzugskanal angewandt. In dem Seitengange der Höhle fanden sich etwa dreißig Flaschen Wein verschiedener Sorte, so daß der Höhlenbewohner stets für seinen Gaumen das Schmackhafteste aussuchen konnte, auf dem Tische aber standen ganze Töpfe mit Butter, Reis und Schmalz, ferner lag auf demselben Brod, Schinken, Käse und Lebensmittel aller Art, wie in einer gutsortirten Speisekammer. Dann fanden sich noch Hausgeräthschaften, lange Messer, Handwerkszeug, Pulver, Kupferhütchen und Spitzkugeln, Kleidungsstücke, Pelze, Fußsäcke, Wäsche und Betten, Stemmeisen, Dietriche und Feilen, kurz eine ganze Auswahl aller nur möglichen Diebeswerkzeuge, ferner Tonnen, Eimer, Tassen und als der werthvollste Fund: drei Handbeile. Erwähnt sei noch, daß sich auch einige Bücher in der Höhle fanden und zwar eine Bibel, die der Räuber aber, wie der Augenschein lehrte, keinesweges zu seiner Erbauung, sondern zur Prüfung seiner Dolche benutzt hatte, da sie vielfach durchstochen war. Ein anderes dickes Buch zeigte die Spuren brandiger Löcher — der Höhlenbewohner hatte es als Scheibe benutzt, wenn er sich im Pistolenschießen übte.

Die ausgeräumten Sachen wurden auf einen großen Wagen geladen und nach dem Gerichte in Stargard in Pommern gebracht, von dort wurden sie dann dem Gerichte in Soldin überliefert.

Was den Behörden nun mit Recht anfangs unbegreiflich schien, war der Umstand, daß es dem Räuber gelungen war, ohne von Forstbeamten gesehen oder gestört zu werden, eine Arbeit zu verrichten, zu welcher er Wochen, ja Monate gebraucht hatte, und welche so groß und um-

fangreich gewesen war, daß ihre Spur während der Erbauung bedeutend gewesen sein mußten. Die einzige Erklärung und Antwort auf diese Frage ließ sich durch folgendes geben.

Der Höhlenbewohner war geübt, schlau und geschickt wie kein anderer. Er hatte sich an dem Abhange eines Berges unter jungen Fichten eine Stelle ausgesucht, welche weder von den Förstern noch von den Wilddieben betreten wurde. Nicht weit von dieser Stelle befand sich der Rand des Waldes, von welchem aus der Räuber in weitem Kreise Rundschau halten konnte, wenn er auf Streifzüge ausgehen wollte. Der Rauch, welcher aus seiner Höhle stieg, konnte nicht weit gesehen werden, da er sich in den dichten Gebüschen und in dem Laube der Bäume verfing und vertheilte. Wenn Schnee gefallen war, hatte der Höhlenbewohner seine unterirdischen ganz behaglich erwärmten Räume nicht verlassen, er war ja mit Lebensmitteln aller Art so reichlich versorgt, daß er wochenlang von denselben zehren konnte.

Der Name Masch ging nun wieder von Mund zu Mund. Kein anderer wie er konnte auch diese Höhle erbaut und mit einigen seiner Räubergenossen, deren verwegener, blutdürstiger Hauptmann er war, bewohnt haben. Die sämmtlichen, in der Höhle aufgefundenen Sachen wurden von denjenigen wiedererkannt, bei welchen in den letzten Monaten Diebstähle und Einbrüche stattgefunden hatten, und nun kam auch diesmal hinzu, daß man den Gefürchteten gesehen haben wollte. Einige Tage nach der Auffindung der Warsiner Höhle, wollten glaubwürdige Personen in der Nähe der Stadt Bernstein, welche nicht weit von Warsin liegt, Masch erblickt und erkannt haben. Es wurde sofort die Bürgerschaft der Stadt aufgeboten, um dieses geheimnißvollen, viel genannten Verbrechers diesmal endlich habhaft zu werden, auch die Bewohner der umliegenden Dörfer betheiligten sich bei dieser neuen Hetzjagd, indem die Wälder umstellt und die ganze Gegend genau durchsucht wurde — — doch, so unglaublich es auch klingt, auch diesmal waren alle Anstrengungen vergebens! Von Masch war nirgends eine Spur zu finden!

Es wurden nun von neuem Steckbriefe erlassen, denn daß Masch auch hier der Bewohner der Höhle gewesen, daß er in derselben so lange allen Nachforschungen mit Hohnlachen getrotzt hatte, war nun zweifellos! Man hätte nun doch aber sich dieses vielgenannten Unholds bemächtigen, man hätte ihn nun doch finden müssen, da er aus seiner Höhle ja vertrieben war!

Immer räthselhafter wurde das Wesen und die Person dieses Räubers! Trotz aller Anstrengungen, die man aufbot, war er auch diesmal wieder nicht zu finden, nicht zu ergreifen! Wie wenn er sich unsichtbar zu machen verstand, so war er spurlos verschwunden!

Man wird ermessen können, daß nun die schon früher immer aufgetauchten abenteuerlichen Spukgeschichten über Masch wieder laut wurden, daß man ihn allgemein mit dem Chursdorfer Morde in Verbindung brachte und die haarsträubendsten Erzählungen verbreitete, welche wiederzugeben hier zu weit führen würde. Man glaubte, daß Masch mit dem Bösen einen Pakt geschlossen habe, entwarf die schrecklichsten Bilder von seiner unheimlichen Erscheinung, von seinem schwarzbärtigen Gesicht mit den stechend blitzenden Augen, so daß endlich der Staatsanwalt zu Soldin Graf von Westarp, öffentlich vor diesen Erzählungen warnte, da sie die Leute noch ängstlicher und die Ermittelung der Wahrheit immer schwieriger machten.

Das Wenige, was man in den nächsten Tagen annähernd feststellte, war, daß Masch der Erbauer und Bewohner der Höhle gewesen, und daß er einen Genossen gehabt. Als solcher wurde der vagabondirende Schornsteinfeger Gambrow genannt und auch steckbrieflich verfolgt. Wir kommen auf diesen später zurück.

Es erschienen nun amtliche Bekanntmachungen in den Kreisblättern, welche alle Bewohner der umliegenden Ortschaften warnten, die Gesuchten aus Furcht oder einem anderen Grunde zu unterstützen. Gleichzeitig setzte die Königliche Regierung zu Frankfurt eine Belohnung von je

100 Thlr., die Königliche Regierung zu Stettin noch 50 Thlr. auf die Ergreifung jedes Entflohenen.

Während alle diese Bemühungen der Behörden erfolglos blieben, spukte Masch ungestört weiter, so daß es in der That auch den Besonneneren erschien, als ständen demselben ganz besondere Mittel und Wege zu Gebot.

Man wollte in der Nähe von Pyritz den Karl Masch in Begleitung eines anderen kleineren Mannes gesehen haben, dessen Beschreibung auf die Person des Gambrow passe. Ferner liefen zwei Anzeigen in Pyritz ein, nach denen zwei Räuber auf der Landstraße Nachts Raubanfälle ausgeführt hatten. Dann wieder bewies folgende Erzählung, daß Masch sich bald darauf von seinem Gefährten getrennt hatte. Ein alter Tagelöhner berichtete, daß, als er aus dem Jagower Forste, in welchem er Holz gefällt, gegen Abend daher gekommen sei, plötzlich ein unbekannter Mann vor ihm gestanden, und ein Terzerol in die Luft abgeschossen habe. Der Alte war sehr erstaunt gewesen, hatte aber keine Ahnung gehabt, daß Masch vor ihm gestanden und sein Leben in seiner Hand gehabt hatte, er war vielmehr ruhig seines Weges weiter gegangen. Da war ihm der Fremde nachgekommen, hatte ihn angerufen und gesagt, er wundere sich darüber, daß der Förster so alte Leute im Walde mit Holzfällen beschäftige und schenkte ihm einen Silbergroschen mit den Worten, er möge dafür seine Gesundheit trinken.

Während der Alte gedankt hatte und dann weiter gegangen war, hatte der geheimnißvolle Fremde sich in das Dickicht gewandt, und erst, als er am anderen Tage von seinem Erlebniß erzählte, belehrten ihn andere Bewohner der umliegenden Ortschaften darüber, daß er keinen andern als Masch gesprochen und von ihm das Geld erhalten habe — der Alte wollte dasselbe nun nicht länger in seiner Tasche leiden, obwohl er bitter arm war, und warf es in die Büchse der Kirche.

Mittlerweile hatte man unter den aus der Höhle geschafften Sachen den drei Beilen besonders eine genauere Untersuchung geschenkt, da der

Staatsanwalt zu Soldin den aus Berlin herbeigekommenen Criminal-Kommissarius Rockenstein mit der Untersuchung der Sachen beauftragt hatte.

Am 30. Mai, also zwanzig Tage nach dem Chursdorfer Morde, überbrachte der Genannte die drei Handbeile, welche mit Nr. I, II, III bezeichnet wurden, dem Gerichte zu Soldin zu genauerer Untersuchung. Es wurden nun die Breitseiten der Beile mit den in den Köpfen der Ermordeten vorgefundenen Wunden genau verglichen und da fand man, daß, wenn die drei übergebenen Handbeile I, II und III beim Morde zu Chursdorf in Gebrauch gewesen wären, was nicht nachzuweisen sei, ein viertes, größeres, fast 1½zölliges Handbeil noch fehle.

Es wäre mithin aus der Untersuchung dieser Werkzeuge kein Nachweis, keine Aufklärung möglich gewesen, wenn sich an denselben und zwar vorzugsweise an den Oehrtheilen nicht zahlreiche dunkel- und schwarzrothe, glänzende Flecke gefunden hätten und wenn den Gerichten nicht die wichtige mikroskopische Untersuchung derselben zu Gebote gestanden hätte. Mit Hülfe dieser Mikroskopie wurde am 30. Mai folgendes unumstößlich festgestellt:

Im Oehrtheile des Beiles I saßen haarförmige Gebilde, welche, durch den Stiel festgeklemmt, erst nach Lösung des Stieles aus dem Oehrtheile abgenommen werden konnten. Diese haarförmigen Gebilde zeigten sich durch das Mikroskop nicht als Pflanzenhaare, sondern im Sinne der Naturwissenschaft als wirkliche Thierhaare und zwar als Menschenhaare!

In Folge dieser wichtigen Feststellung wurde beschlossen, die Gräber der Ermordeten zu öffnen und den Köpfen der sechs Leichen Haare zu entnehmen, um Beil- und Leichenhaare mit einander vergleichen zu können.

Bevor wir näher auf das Resultat dieser Untersuchungen eingehen, welche es übrigens jetzt schon zweifellos erscheinen ließen, daß diese Beile zu der Ermordung der Müllerfamilie zu Chursdorf angewandt waren,

und daß der Höhlenbewohner mithin auch der blutgierige Mörder gewesen, müssen wir noch eines Vorfalles erwähnen, welcher uns von zuverlässiger Seite mitgetheilt worden ist und in diese Zeit fällt. Nach Auffindung der zweiten Höhle hatten sich die Diebstähle und Einbrüche in Dertzow und Hohenziethen wieder in erschreckender Weise wiederholt, dazu kam, daß die Furcht vor Masch, diesem räthselhaften Verbrecher, der bald hier, bald dort auftauchte und nie zu fangen war, die Bewohner der Dörfer in ewiger Aufregung erhielt.

Nachdem in einer Juninacht, etwa vier Wochen nach dem Chursdorfer Morde, plötzlich der Brennofen bei Trampe in Feuer aufgegangen war und man in der Nähe desselben unzweifelhafte Spuren eines Brandstifters aufgefunden hatte, war man in den Dörfern so besorgt, daß in jeder Nacht abwechselnd einige Bewohner wachten, da die besoldeten Nachtwächter nicht genügten und auch wohl furchtsam geworden waren.

In Hohenziethen hatte wenige Tage nach dem Brande des Ofens bei Trampe ein Bauer die Nachtwache, welcher mit dem Wächter in Muth und Furchtlosigkeit wetteifern wollte, nicht allein, um diesem zu zeigen, daß er keine Furcht kenne, sondern auch, weil er hoffte, daß gerade ja in dieser Nacht nicht wieder etwas vorfallen werde. Er ging, mit dem Nachtwächter aus dem Kruge kommend, an der Gartenmauer hin, welche zu demselben gehörte, und setzte mit ihm das Gespräch fort, das man mit dem Krüger geführt hatte und das nichts anderes betraf als die Höhle bei Warsin, die Räuber und den Brand des Ofens.

„Ihr könnt es glauben," sagte der Wächter, „kein anderer als Masch hat das Feuer an den alten Brennofen gelegt, da man in der Nähe desselben nicht nur Spuren großer Füße, sondern auch ein Stück Zeug gefunden hat, das von einem Diebstahle herrührt, und das Masch in der Nacht, als er vom Brennofen kam, verloren hat!"

„Das glaube ich nicht," meinte der Bauer, „weshalb hätte er sich denn mit dem Zeuge schleppen sollen?"

„Das will ich Euch sagen! Er wird den alten Brennofen, um den

sich Niemand mehr kümmerte, als Aufbewahrungsort benutzt haben, und nun er hörte, daß er in kurzer Zeit abgerissen werden sollte, wird er ihn aus Wuth in Brand gesteckt haben, nachdem er die besten Sachen mitgenommen!"

„Sind nicht in der Höhle auch die Büchsen der Räuber aufgefunden?" fragte der Bauer.

„Drei oder vier Büchsen, ja, so daß sie jetzt keine mehr haben!"

„Wißt Ihr das gewiß?"

„Glaubt mir," versicherte der Wächter, „wegen des Schießens braucht man keine Angst mehr zu haben!"

In diesem Augenblick erdröhnte dicht neben den beiden Männern ein Schuß, und zu gleicher Zeit erschien die Gestalt eines Mannes hinter der Gartenmauer. —

Während der Bauer und der Wächter mit weit aufgerissenen Augen dastanden, rief der hinter der Mauer Stehende hohnlachend:

„Ihr Töffel! Euch hätte ich das Lebenslicht schon lange ausblasen können! Wir hören alles, auch die Bäume haben Ohren!"

Dann verschwand die dunkle Gestalt in dem Garten. —

„Halt," schrie nun der Wächter, „haltet ihn! das war Masch!"

Ein Hund im Garten schlug an und bedrohte augenscheinlich den davoneilenden Menschen, denn es fiel ein zweiter Schuß.

Der Bauer und der Wächter liefen mit lautem Geschrei an der Mauer hin, welche sie von dem Garten trennte, und von allen Seiten kamen, durch die Schüsse und das Geschrei aufgeschreckt, die Bewohner herbei, die rings herrschende Finsterniß aber machte eine Verfolgung unmöglich. Man tröstete sich mit dem Gedanken, den gefürchteten Räuber für diesmal verjagt zu haben, aber auch das war nicht einmal der Fall, denn als der Lehrer von Hohenzieten, welcher durch den Lärm gleichfalls wach geworden war, nach etwa einer halben Stunde am Fenster seiner finsteren Stube stand, sah er plötzlich, daß ein großer, fremder Mensch



un

ene
en
an
nd

es
ch=
nd

lig
en

en
hl

e=

sich
nu
ihr
mi

der

m

ein
ter

da

a

v

N
k
l
m



mit schwarzbärtigem Gesicht leise vorüberschlich. Der Lehrer öffnete nun schnell das Fenster und auf seine lauten Rufe:

„Wächter! Wächter! Hier ist der Räuber!“ — eilte der verwegene und furchtlose Mensch schnell aus dem Dorfe, indem er vor demselben halb drohend, halb zum Hohne noch zwei Schüsse abfeuerte. Als man ihm nacheilte, um ihn zu verfolgen, war er auch diesmal in Nacht und Nebel spurlos verschwunden.

Nach einiger Zeit fand man aber auch den neuen Zufluchtsort des gefürchteten Verbrechers, welcher diesmal mit den früheren keine Aehnlichkeit hatte, sondern die „Sommerwohnung“ desselben zu sein schien und von dem Unternehmungsgeiste desselben ein neues Beispiel bot!

In einiger Entfernung von Warsin entdeckte man nämlich zufällig eines Tages mitten im Walde eine Stelle, an welcher viele jungen Buchen standen. Die biegsamen Zweige derselben waren oben zu einem Dache zusammengebunden und die Zwischenräume der Stämme durch Gebüsche ausgefüllt. In der auf diese Weise gebildeten lebenden Hütte fand man Kleidungsstücke und Lebensmittel aller Art, auch verrieth das Moos auf dem Boden, daß es zur Ruhestätte gedient hatte. Sofort wurde dieser neue Versteck des furchtbaren Mörders in aller Stille umstellt — die zahlreichen Wachen aber warteten vergebens auf den Verbrecher, welchen man diesmal bestimmt fangen zu können geglaubt hatte — er mußte wohl sofort den Verrath gemerkt haben und ließ sich nicht sehen. —

Die Untersuchung der Handbeile, welche wir von nun an der kürzeren Bezeichnung wegen stets „die Höhlenbeile“ nennen werden, hatte mittlerweile zu den wichtigsten Fragen und Erörterungen geführt, welche wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen, da dieselben in mehrfacher Weise interessant sind.

Es hatten sich, wie erwähnt, dunkle glänzende Flecke auf den Höhlenbeilen gefunden, welche man für Blutflecke zu halten berechtigt war, dennoch fehlte denselben eine bisher für entscheidend gehaltene Eigenthüm-

lichkeit, nämlich die sogenannten Blutscheiben, welche im Verein mit einer farblosen Flüssigkeit, in der sie schwimmen, das Blut bilden und deren Zahl so groß ist, daß man nur sie zu sehen meint. Diese kleinen glatten Bläschen oder Scheiben finden sich in keiner anderen Flüssigkeit, als nur im Blute, und bilden daher unter dem Mikroskope das Erkennungszeichen desselben.

Nun vermochte man in den Flecken der Höhlenbeile diese Blutscheiben anfangs nicht zu erkennen, dann aber gelang es den chemischen Untersuchungen dennoch festzustellen, daß die Flecke von Blut herrührten und zwar in einer so überzeugenden Weise, daß alle Zweifel aufhörten.

Auf den Flächen der Beile aber fanden sich außerdem Flecke von gelblicher und grauweißer Farbe, welche nach genauer Untersuchung dickwändige Zellen mit grünen, sogenannten Chlorophyllkörnern enthielten. Es erwies sich, daß diese Flecke nicht, wie man anfangs vermuthet hatte, von Gehirntheilen herstammten, sondern von Pflanzen herrührten. Die Höhlenbeile waren mithin auch zum Spalten und Fällen von Gesträuch und jungen Stämmen verwendet worden. Die Blutflecke auf den Beilen, welche augenscheinlich angespritzt waren, führten in Verbindung mit dem eben Gesagten zu folgenden Schlüssen: da sich keine anderen thierischen Substanzen an den Höhlenbeilen fanden, waren diese dazu benutzt worden, irgend welchen Geschöpfen blutende Verletzungen beizubringen und zwar nicht todten, sondern lebenden Wesen. Da sich die Mehrzahl der Flecke aber an der Breitseite der Beile in der Nähe der Oehrtheile fanden, war es erwiesen, daß die blutenden Verletzungen mit den Oehrtheilen geschlagen worden waren.

Es fragte sich nun, ob die getrockneten Flecke von dem Morde in Chursdorf herrühren konnten, welcher am 10. Mai stattgefunden hatte. Am 30. Mai fand die Untersuchung der Beile statt, die Flecke mußten denn mithin zwanzig Tage alt sein, und zwar hatten die Beile acht Tage in der Warsiner Höhle feucht, dann zwölf Tage auf dem Boden des Gerichts trocken gelegen. Um diese wichtige Frage erschöpfend beantworten

zu können, wurde ein anderes Beil mit Flecken menschlichen Blutes versehen und dann acht Tage an feuchtem und zwölf Tage an trockenem Orte aufbewahrt.

Der dadurch erzielte Befund war ein überraschender, da diese Flecke in jeder Hinsicht mit denen auf den Höhlenbeilen übereinstimmten! Nun aber fanden sich an diesen, nachdem durch theilweises Abspringen der trockenen Blutschichten haarförmige Gebilde sichtbar geworden waren, noch neue Anhaltepunkte für die Untersuchung. Man löste einige Blutflecke von den Höhlenbeilen los, um die in denselben befindlichen Haartheile genauer betrachten zu können, und nachdem man den Leichen einige Haare zum Vergleich abgenommen hatte, wurden dieselben unter einem Mikroskop, welches die Kraft der 150fachen Vergrößerung besaß, vor Gericht genau verglichen.

Das Resultat dieser umständlichen Untersuchungen war folgendes:

Die haarförmigen Gebilde auf den Höhlenbeilen sind Haare und zwar Menschenhaare. Dieselben können nur Haupthaare sein und zwar weder ausgerissene, noch ausgefallene, noch abgefaulte Haupthaare, sondern bei gewaltsamen Verletzungen losgeschlagene. Die Höhlenbeilhaare sind mithin durch Beilschläge (und zwar durch Schläge der Höhlenbeile) zerschlagene menschliche Haupthaare, und zwar sind sie von den Häuptern lebender Menschen heruntergeschlagen.

Die Ermittelungen führten zu folgenden Schlüssen:

Die Menschen, deren Häupter durch die Höhlenbeile Wunden erhalten haben, sind erschlagen worden und zwar sind mindestens drei Menschen den Schlägen erlegen.

Die Höhlenbeile sind zu dem am 10. Mai 1861 in Chursdorf verübten Raubmorde mit verwandt worden. Drei schwarze Beilhaare wurden mit den Haupthaaren des Müllers Baumgardt, zwei dunkelblonde Beilhaare mit den dunkelblonden Haupthaaren des einen Kindes, und drei hellblonde Beilhaare mit den hellblonden Haupthaaren der Karoline Hartmann als vollständig gleich befunden. Dagegen hatte sich an

den Beilen kein Haartheil finden lassen, welches mit den Hauptharen der Frau Baumgardt zu vergleichen gewesen wäre, es müsse daher auf das Haupt derselben ein viertes, nicht vorgefundenes Beil geschwungen worden sein. Wir haben alle diese näheren Ausführungen den umständlichen und mit großer Genauigkeit dargelegten Untersuchungen und Mittheilungen des Dr. Lender in Soldin entnommen, welcher sich um diesen schwierigen, verwickelten Fall in medicinischer Hinsicht überaus verdient gemacht hat. Auf die näheren Einzelheiten seiner Untersuchungen einzugehen, würde uns zu weit führen. Schon das hier Gesagte genügt zu der Feststellung, daß die Höhlenbeile bei dem fürchterlichen Blutbade in Chursdorf verwandt worden waren.

Nachdem man allgemein nicht mehr daran zweifelte, daß Masch der Höhlenbewohner und der Raubmörder gewesen, lenkte sich die Aufmerksamkeit der Behörden unwillkürlich auch wieder seinem Bruder Martin zu. Die in der Höhle gefundenen Sachen repräsentirten übrigens auch nur einen so geringen Theil der in den letzten Jahren gestohlenen Gegenstände, daß sich die Vermuthung aufdrängte, der andere, größere Theil sei in die Hände der mit dem Verbrecher im Verkehr stehenden Verwandten und Spießgesellen gewandert.

In Schönow, wohin, wie wir wissen, Martin Masch gezogen war, sprach man längst davon, daß er mit seinem Bruder in Verbindung sei, denn obwohl Martin ein arbeitsamer Mensch zu sein schien, war doch die Wohlhabenheit, welche jetzt in seiner Hütte herrschte, kaum durch seine kärglichen Verdienste nachzuweisen möglich!

Bisher waren alle plötzlichen Haussuchungen und Beobachtungen bei Martin Masch erfolglos gewesen. Jetzt richtete man von neuem das Augenmerk auf ihn und zwar in vorsichtigster Weise, so daß er nichts davon bemerkte. Er war ohnehin bei weitem beschränkter und einfältiger als sein mit allen Hunden gehetzter Bruder, den die List, die Tücke und die Blutgier schon aus den Augen blitzten, während Martin Masch nur roh aussah. Später stellte sich aber heraus, daß er in der Verstellungs-

kunst eine wahre Meisterschaft erlangt hatte. Er war stets nüchtern, stets pünktlich und still bei der Arbeit. Dennoch kam es im Juli des Jahres 1861 an das Tageslicht, daß er mit dem Anbruch der Nacht oft davonschlich, ohne Zweifel, um gemeinsam mit seinem Bruder und anderen Räubern in Böden, Scheunen und Kellern einzubrechen, denn eine plötzliche Haussuchung brachte Wäsche in die Hände der Polizeibeamten, welche von Diebstählen seines Bruders herrührten, und welche von den früheren Eigenthümern derselben mit Sicherheit wieder erkannt wurden.

In Folge dieses Fundes mußten Martin Masch, seine Frau und seine alte Mutter in das Gefängniß wandern, um einzeln, nicht allein über die Wäschgegenstände, sondern auch über den Aufenthalt des Karl Masch wiederholt befragt zu werden.

Der Umstand, daß die drei Personen unerwartet verhaftet worden waren und daher keine Zeit zu einer Besprechung gehabt hatten, war für die nun folgende Untersuchung günstig, denn keiner von ihnen konnte an einem neuen Tage wissen, ob der andere nicht am Tage vorher zu einer Aussage gedrängt worden war.

Obwohl Martin Masch sehr bald offen eingestand, seinen Bruder in der warsiner Höhle Nachts wiederholt besucht zu haben und auch mit ihm hier und dort auf Diebstähle ausgegangen zu sein, leugnete er doch mit größter Entschiedenheit bei dem chursdorfer Morde betheiligt zu sein. Nun hatte man aber an einer Hose, welche er trug, Blutflecke gefunden und gleichzeitig bei der Haussuchung in der Hütte des Martin Masch ein Beil mit Beschlag belegt, welches schon dem äußeren Anscheine nach sich als das lange gesuchte vierte, bei dem Morde benutzte Beil, erwies, es hatte nicht allein an der Rückseite die Länge von anderthalb Zoll, wie eine solche die Kopfwunden der Frau Baumgart gezeigt hatten, es war auch mit Flecken bedeckt, welche die Sachverständigen ebenfalls als Blutflecke erkannten.

Der Untersuchungsrichter drang in den Gefangenen mit Fragen und

Bemerkungen, um ihn in die Enge zu treiben; Martin Masch aber blieb dabei, daß er von dem chursdorfer Morde sich fern gehalten habe.

„Sie haben gesagt, daß Sie Ihren Bruder in der warsiner Höhle besuchten — wann und wie oft ist das geschehen?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Das kann ich nicht mehr sagen, ich bin wiederholt bei ihm gewesen!“

„Wie erkannte Ihr Bruder Sie?“

„Drei Schläge an einen bestimmten Baum des Waldrandes verkündeten ihm, daß ich kam, dann öffnete er den Deckel des Eingangs!“

„Waren Sie nach dem chursdorfer Morde in der Höhle?“

„Nein!“

„Weshalb von da ab nicht mehr, da Ihr Bruder doch noch sieben Tage in der Höhle war?“

„Das weiß ich nicht — das hatte keinen Grund! Ich hatte am Tage immer viel zu thun und war in der Nacht müde!“

„Kennen Sie dieses Beil?“ fragte der Untersuchungsrichter und zeigte dem Gefangenen das in der Hütte desselben gefundene.

Masch blieb vollkommen ruhig.

„Ja, ich kenne es, es ist mein Beil!“ antwortete er.

„An diesem Beil und an Ihrer Hose sind Blutflecke gefunden worden, woher stammen dieselben?“

„Das ist sehr einfach,“ antwortete Martin Masch, „das Beil wurde nicht allein zum Holzspalten, sondern auch zu andern Wirthschaftsverrichtungen benutzt, beim Zerschlagen von Fleisch und beim Schlachten von Hausthieren!“

„Was für Hausthiere haben Sie denn zu schlachten gehabt?“

„Einmal ein Kaninchen — und einmal eine junge Ziege.“ —

„Auch Gänse oder Enten?“

„Nein, das wüßte ich nicht!“

Nun hatte man aber an dem Beile, daß wir von nun an Beil IV

nennen werden, nicht allein Blutflecke, sondern, zum Theil mit demselben verklebt, kleine feine Flaumfedern gefunden. Dieser Umstand war wichtig und die Untersuchungen des Beils IV führten zu folgenden Aufstellungen:

Frau Baumgart ist mit einem Handbeile erschlagen worden und zwar hatte der Kopf nur zwei $1^1/_2$zöllige Kopfwunden. Der obere Rand des Beiles IV ist größer wie der obere Rand jedes Höhlenbeiles, er ist genau $1^1/_2$zöllig. Beim Morde der Frau Baumgardt ist die dem Bette nahe Zimmerwand erheblich mit Blut bespritzt und befleckt worden. Die Blutflecke der Zimmerwand sind, weil Frau Baumgardt in einer Mütze erschlagen ist, nicht durch den unmittelbar spritzenden Blutstrahl, so setzt Dr. Lender auseinander, sondern mittelbar durch die Beilschläge verursacht worden, welche das den Schläfenwunden entquellende Blut spritzend gemacht haben. Beil IV aber zeigt überaus zahlreiche Blutflecke.

Frau Baumgardt ist in einem stark federnden Bette erschlagen worden, ihr Kopf ist so tief in das Bett eingekeilt aufgefunden worden, daß an Stelle des Kopfes nur eine aus Blut und Haaren gemischte Masse zwischen dem flügelartig zusammengeklappten Kopfkissen zu sehen war. Das Beil IV ist mit kleinen feinen Bettfederchen versehen. Außerdem haben sich an diesem Beile blaßrothe Baumwollfasern mit Hülfe des Mikroskops vorgefunden, dieselben sind als Bruchstücke von Fasern erkannt worden, welche nach Stoff und Farbe vollständig den Fasern des Kopfkissenbezuges der Frau Baumgardt gleichen.

Nach diesen Feststellungen unterlag es kaum noch einem Zweifel, daß auch das Beil IV bei dem chursdorfer Morde benutzt worden war.

Trotzdem leugnete Martin Masch nicht allein, seine Hand zum Morde hergegeben zu haben, sondern auch überhaupt von einem Morde seines Bruders Kenntniß gehabt zu haben. In Betreff des bei ihm gefundenen Beiles blieb er in aller Ruhe bei der Aussage, daß die Blutflecken von den Wirthschaftsverrichtungen herrühren müßten.

Einen tieferen Eindruck schien das Auffinden des Beiles und der

Flecke auf die Frau des Masch auszuüben! Sie gerieth in völlige Verzweiflung und gab alles verloren. Wenige Tage, nachdem ihr das Beil gezeigt worden war, fand man sie todt in ihrer Zelle! Da sie eingesehen hatte, daß das Leugnen bei so überzeugenden und erdrückenden Beweisen ohne Erfolg sein müsse, hatte sie von ihrer wollenen Decke einen breiten, starken Streifen Nachts abgerissen, denselben an den Fensterdrücker befestigt und dann ihn, auf den Zehen stehend, fest um ihren Hals geschnürt — sie hatte sich dann selbst die Beine fortgestoßen und auf diese Weise aufgehängt. —

Während die Untersuchungen sich hinzogen und alle Bemühungen, den Raubmörder und Höhlenbewohner Karl Marsch endlich dem Arm des Gesetzes zu überliefern, erfolglos waren, verbreitete sich im Juli 1861 eine neue Schreckenskunde von einem frechen Mordversuche in der Gegend von Bahn, bei welchem der blutgierige Mörder seinen Zweck zwar nicht ganz erreicht hatte, welcher aber von denselben schauerlichen Umständen begleitet war, wie der Mordanfall der Emilie Frank, die Ermordung der alten Bettlerin Wall, der Henriette Fehlhaber und der Karoline Zipperling.

Hören wir was man sich erzählte, und was auch dem Gerichte gemeldet wurde!

In Neuendorf, einem Dorfe zwischen Soldin und Bahn, befand sich bei dem Besitzer des Gutes damals ein junges, hübsches Mädchen von 22 Jahren, Namens Therese Dräger, als Wirthschafterin.

Am Abend des 22. Juli 1861 hatte dieselbe bis nach 10 Uhr Abends in Küche und Keller zu thun gehabt, und war dann in ihr kleines Stübchen, das zu ebener Erde lag, gegangen, um, bevor sie ihr Bett aufsuchte, noch einige fehlerhafte Stellen an ihren Kleidern und Strümpfen auszubessern.

In Neuendorf und vornehmlich auf dem Gutshofe war man so wenig furchtsam und vor Dieben besorgt, daß man weder die Thüren des Hauses, noch die der Zimmer zu verschließen pflegte.

Therese Dräger saß an dem Tische ihres Zimmers bei einer kleinen

Lampe und nähte fleißig bis Mitternacht — da aber überwältigte sie die Müdigkeit, ihre Augen fielen zu, die Hände mit der Arbeit sanken auf den Schooß und bald schlief das ermüdete Mädchen ganz fest, so daß sie weder unter ihrem Fenster das Knistern, noch gleich darauf das leise und vorsichtige Oeffnen der Hausthür vernahm.

Ein großer, breitschultriger Mann, derselbe, welchen wir schon so oft mitten in der Nacht plötzlich auftauchen sehen, wie das Raubthier, das Nachts seine Höhle verläßt, um blutlechzend sich seine Opfer auszuwählen, derselbe Mensch mit dem schwarzbärtigen, gierigen, bleichen Gesicht und den stechenden Augen, hatte durch das Fenster das schlafende Mädchen gesehen. Er trat zu der Hausthür, fand sie zu seiner Freude offen und ging nun schnell und entschlossen daran, seine Raub und Mordlust von neuem zu kühlen.

Therese Dräger erwachte auch dann noch nicht, als der grauenhafte Fremde leise und behutsam die Thür des Zimmers öffnete, in welchem sie schlafend saß. —

Er schlich sich auf den Zehen zu ihr hin, schwang einen Hammer, welchen er in seiner Faust hatte, und ließ ihn so heftig auf den Kopf des Mädchens fallen, daß dieses mit einem Schreckensschrei auf den Boden sank und einer Ohnmacht nahe war.

Der von unbezähmbarer Blutgier erfüllte Mensch warf sich auf die am Boden Liegende und drückte ihr dann mit den Daumen den Hals zu, um sie am Schreien zu verhindern und zu erwürgen, gleichwie er es mit den früheren Opfern gemacht hatte.

Therese Dräger kam durch den Schmerz und die Todesangst, welche der würgende Druck ihr bereitete, zu sich und erkannte nun die furchtbare Gefähr, in welcher sie schwebte! Der gräßliche Räuber kniete auf ihr! Sie bot ihre ganze Kraft auf, um sich aus seinen würgenden Fingern zu befreien, schrie laut um Hülfe und wehrte sich verzweifelt. Wenn der Todfeind, der wüthend knirschte, nur noch wenige Augenblicke die Ueber-

macht hatte, sie weiter würgte oder mit einem neuen Schlage betäubte, war sie verloren!

Es gelang ihr, sich von ihm zu befreien — ein neuer Schrei gellte durch das Haus — der Räuber sprang auf, ließ von ihr ab und eilte durch die Thür nach dem Hofe.

Therese Dräger hatte gerade noch so viel Kraft, ihm nach bis zu der Thür zu eilen und diese zu verschließen, dann sank sie, während das Blut aus ihrer Kopfwunde herabströmte, auf das Bett. In ihren Schmerzen schrie und wimmerte sie von neuem, und nun erst hörten die andern in dem Hause schlafenden Personen die Hülferufe. Sie eilten herbei, die Verwundete öffnete ihnen die Thür, erzählte mit kurzen Worten das Geschehene und mußte dann auf das Bett gebracht werden, das sie erst nach mehreren Tagen wieder verlassen konnte.

In der Stube hatte man den Hammer des Raubmörders gefunden, von ihm selbst war nirgends eine Spur zu entdecken! —

Kaum hatten sich die Gemüther über diese Unthat beruhigt, als man vier Wochen später schon wieder von einer neuen erzählte, und zwar war dieselbe wieder bei Heckelberg und Leuenberg geschehen, in derselben Gegend, in welcher im September 1858 der Fuhrmann Wilhelm Wattrow angefallen worden war und, wie wir wissen, nur mit Mühe und Noth sein Leben gerettet hatte.

Der Handelsmann Pieper aus Alt-Gersdorf fuhr am 20. August 1861 auf seinem mit Getreide beladenen einspännigen Wagen nach Berlin. Nachdem er das Getreide gut verkauft und alle seine Geschäfte erledigt hatte, machte er sich am nächsten Tage auf den Rückweg.

Pieper hatte diese Fahrt nach Berlin und zurück schon sehr oft gemacht, ohne daß ihm jemals irgend etwas passirt war. So gelangte er denn auch am 21. August Abends gegen 10 Uhr wohlbehalten und unangefochten bis Werneuchen, wo er vor dem Kruge einen Augenblick anhielt, um sein Pferd verschnaufen zu lassen und sich an einem Glase Bier zur Weiterfahrt nach Alt-Gersdorf zu stärken, welche ihn auf der

in der Nähe der Heckelberger und Leuenberger Forst hinlaufenden Chaussée entlang führte.

Man erzählte sich um diese Zeit in Werneuchen, daß in dem Heckelberger Walde ein großer, fremder Mensch von Kindern gesehen worden sei, welcher ein schwarzbärtiges Gesicht und unheimlich stechende Augen gehabt habe. Man vermuthete nun, wie es schien, mit Recht, daß Masch sich die Wälder bei Heckelberg und Leuenberg wieder zu seinem Raubrevier auserwählt habe, nachdem er bis vor kurzer Zeit in der Soldin-Pyritzer Gegend noch wild gehaust hatte. Dort hatten die Einbrüche plötzlich aufgehört, als zur Erntezeit die Getreidefelder leer zu werden anfingen. Er hatte sich nun wohl einen andern besseren Aufenthalt ausgewählt, welcher ihm mehr Schutz gewährte.

Als auch Pieper von der Vermuthung hörte, Masch sei in den umliegenden Wäldern, durch welche die Chaussée hinlief, gesehen worden, schenkte er den Worten keinen Glauben. Es war in den letzten Monaten wieder so viel von diesem vielgenannten und gefürchteten Raubmörder erzählt und gefabelt worden, daß er nichts mehr davon hören mochte! Und da er bei der Herfahrt in dem Dickicht nichts Auffallendes gesehen und gehört hatte, zögerte er nicht einen Augenblick, seine Weiterfahrt, trotz der anbrechenden Nacht, fortzusetzen.

Er trieb sein Pferd wieder zur Eile an, setzte sich auf seinen mit einem grauen Leinwandplan bezogenen Wagen und fuhr auf der nach Heckelberg führenden Chaussée hin. Als er im Walde zwischen dem genannten Orte und Tiefensee angekommen und ermüdet etwas eingeschlafen war, so daß das Pferd nur schrittweise mit dem Wagen hinfuhr, trat plötzlich aus dem Dickicht an der Seite des Weges ein großer, breitschulteriger Mann hervor, welcher eine Büchse in der Hand hatte und schnell mit seinen unheimlich blitzenden Augen einen prüfenden Blick auf die Chaussée warf. Sie war still und menschenleer — nur der Wagen des schlummernden Handelsmannes rollte langsam auf ihr hin.

Der lauernde Mensch, welcher ein schwarzbärtiges Gesicht und ein

verwildertes Aussehen hatte, schien nun schnell einen mörderischen Entschluß gefaßt zu haben — die Gelegenheit war günstig — die Raubgier erfüllte ihn und trieb ihn dem Wagen nach, welcher leicht von ihm eingeholt wurde. Leise und vorsichtig, um sich dem im Innern des Planwagens sitzenden Pieper nicht zu verrathen, schlich er sich bis zu dem hinteren Theile des Wagens, an welchem sich ein Korbgeflecht und darüber die Leinwand befand. Diese hob der Wegelagerer leise empor. Nun konnte er, da es eine ziemlich helle Mondscheinnacht war, genau die Umrisse des im Vordertheil des Wagens sitzenden Handelsmannes sehen, während dieser, ahnungslos von der ihn bedrohenden furchtbaren Gefahr, sich nicht umblickte und nichts von der Nähe eines Mörders hörte und ahnte.

Da legte dieser leise und behutsam seine Büchse auf das Korbgeflecht des Wagens und zielte nach dem Kopfe des in seiner Nähe sitzenden Mannes. —

Der Schuß dröhnte dumpf — der Raubmörder hatte gut gezielt und getroffen — ein kurzes Röcheln nur erscholl aus dem Innern des Wagens, in welches Pieper sterbend zurückgesunken war, während sein Pferd, durch den Schuß erschreckt, scharf anzog.

Schnell und geschickt eilte der Mörder an dem Wagen hin, erfaßte die Zügel und lenkte das Pferd seitwärts in den Wald. Als er den Wagen an einer entfernten Stelle im Dickicht hatte, machte er Halt, überzeugte sich, daß Pieper, welchem die Kugel durch den Kopf gedrungen war, kein Lebenszeichen mehr von sich gab und schnallte ihm die Geldkatze vom Leibe. In derselben befanden sich 42 Thaler. Der Mörder steckte das Geld zu sich, vergrub die Geldkatze und raubte der Leiche dann noch die silberne Taschenuhr.

Von dieser entsetzlichen Unthat erhielten die Behörden erst nach mehreren Tagen durch Forstbeamte Kenntniß, welche das Fuhrwerk des Pieper mit der blutbefleckten Leiche mitten im Walde zufällig erst am 24. August aufgefunden hatten. Das Pferd hatte den Wagen weitergezogen, bis es

sich zwischen den Bäumen festgefahren hatte. Das arme Thier, welches die umstehenden Baumstämme benagt hatte, war fast verhungert und wurde nun endlich aus seiner qualvollen Lage erlöst.

Die Angehörigen des Pieper, welche denselben am 22. August in aller Frühe erwartet hatten und von Stunde zu Stunde mit gesteigerter Angst erfüllt gewesen waren, sahen nun den so lange vergebens Erwarteten als verstümmelte Leiche wieder! Von dem Raubmörder war nichts zu sehen und zu hören, er war auch diesmal ohne Mühe spurlos davongekommen und vielleicht schon wieder in einer anderen Gegend.

Etwa fünf Meilen von Frankfurt a. O. entfernt liegt der kleine Ort Müncheberg, durch welchen die nach genannter Stadt führende Landstraße hinläuft.

Am 22. August, also an dem Tage nach dem in dem Heckelberger Walde verübten Morde, von welchem noch Niemand etwas wußte, trat ein Mann in anständiger, ländlicher Tracht in die oft von Handwerksburschen und anderen Personen benutzte Herberge zu Müncheberg. Der Herbergsvater kannte den Fremden nicht, hatte ihn noch nie gesehen und hatte auch gar keine Veranlassung, ihn nach seinem Namen zu fragen oder sonstwie auszuforschen.

Der Fremde ließ sich Bier und Essen geben und kam bald mit zwei Bäckergesellen, welche auf der Wanderschaft waren und gleichfalls die Herberge aufgesucht hatten, in ein Gespräch. Die Handwerksburschen waren mit ihrem Gelde, wie das meistens der Fall ist, auf die Neige gekommen, was sie lachend eingestanden, und der Fremde, welcher einen schwarzen Vollbart und etwas blasse Züge hatte, ließ ihnen auf seine Kosten Bier und auch Speisen geben.

Während die Beiden es sich schmecken ließen, sagte der Fremde, daß er ein gutes Geschäft gemacht habe und schon etwas draufgehen lassen könne. Dann erwähnte er im Laufe des Gesprächs, daß er nach Frankfurt

wolle, um von da aus mit der Bahn nach Schlesien zu fahren, wo er seine Geschäfte fortsetzen werde.

Die Handwerksburschen, welche den Fremden für einen Landmann hielten, fragten denselben nicht, welcher Art seine Geschäfte seien, sondern erklärten sich bereit, bis Frankfurt in seiner Gesellschaft zu bleiben, und bald waren sie darin übereingekommen, zur Nacht sich auf den Weg zu machen, da, wie der Fremde sagte, in der Nacht es sich am besten wandere.

Gegen Abend, nachdem der Landmann die ganze Zeche bezahlt hatte, verließ er mit den beiden Bäckergesellen die Herberge und Müncheberg, sie schritten, mit einander plaudernd, auf der Landstraße hin und erreichten am Morgen Frankfurt.

Da alle ermüdet und auch hungrig waren, lud der Fremde die beiden Wandergenossen ein, mit ihm in ein Schanklokal zu gehen. Sie ließen sich nicht zweimal dazu auffordern, sondern folgten dem freigebigen Manne, den sie zu ihrem Glücke getroffen zu haben meinten, in das Lokal, in welchem derselbe Kaffee, Gebäck, Branntwein und dann gebratenes Fleisch geben ließ, tapfer mit den lustigen Handwerksburschen aß und zechte und sie dann in ein anderes Lokal führte, wo weiter getrunken wurde.

Der Fremde schien sich in der Gesellschaft der beiden Bäckergesellen sehr wohl zu fühlen, und bald hatte er dem Bier und Branntwein so fleißig zugesprochen, daß er etwas angetrunken zu sein schien. Er rühmte sich aber, mehr vertragen zu können, als die Genossen glaubten, und diese ließen es sich gefallen, daß er sie, um ihnen einen neuen Beweis dafür zu geben, Nachmittags noch in das Clement'sche Restaurationslokal in der Jüdenstraße führte. Hier wurde nun wieder tapfer gezecht und der Fremde schien von dem Genusse der vielen Spirituosen einigermaßen aufgeregt zu sein. Er verließ für einen Augenblick die in dem Lokale sitzenden Handwerksburschen und trat auf die Straße hinaus, um eine Verrichtung vorzunehmen. Dabei aber benahm er sich in seinem angetrunkenen Zustande so unanständig, daß der zufällig vorüberkommende Polizeiassistent

Räck, welcher ihn an der Ecke der Jüden- und Richtstraße stehen sah, zu ihm hintrat, um ihm sein unschickliches Betragen zu verweisen.

Das schien dem Fremden aber gar nicht zu passen, er wurde grob und trat dann wieder in die Restauration zurück.

Der Beamte folgte ihm in dieselbe und fragte nach seinem Namen.

„Da könnte Jeder kommen," antwortete der Fremde roh und ungebührlich, „was habt Ihr danach zu fragen!"

Diese Herausforderung und Brutalität in Gegenwart der beiden Handwerksburschen ärgerte den Beamten, und er beschloß daher, den Fremden in das Polizeigefängniß zu bringen.

Als er die Aufforderung ausgesprochen hatte, ergriff der Fremde seine Mütze, um dem Beamten mit unverschämten Redensarten zu folgen. Er schien fest überzeugt zu sein, daß er sogleich wieder in das Lokal zurückkehren werde, da er in demselben seinen Kober zurückließ, welchen er so lange mit großer Aufmerksamkeit behandelt hatte. Die beiden Handwerksburschen nahmen den Kober, durchsuchten denselben und fanden Pulver, Zündhütchen, Kugeln und ein Rasirmesser vor. Sie übergaben den Kober der Wirthin, verzehrten, was noch vor ihnen stand und von dem freigebigen Fremden schon bezahlt war, und verließen dann die Restauration.

Während der Zeit war der Fremde, neben dem Polizisten hinschreitend, bis zu dem freieren Markte gekommen und schien nun erst das Bedenkliche seiner Lage zu erkennen. Plötzlich warf er seinen Stock den Polizisten vor die Füße und wandte sich eilig der Scharrenstraße zu, indem er, davonlaufend, den Beamten noch verhöhnte und beschimpfte.

So leicht wollte dieser nun aber den unverschämten Fremden nicht loslassen, er eilte ihm vielmehr nach und ergriff ihn sehr bald bei seinem Rockschoße.

Nun kam es zu einem kurzen Kampf. Der Polizist wollte den großen und starken Menschen, dessen Augen unheimlich drohend blitzten, festhalten, dieser aber riß sich los, griff in seine Brusttasche und zog eine

Pistole so weit hervor, daß der nunmehr von der Gefährlichkeit seines Arrestanten überzeugte Beamte dieselbe erblickte.

Indem der Fremde die Worte herausstieß: „Mit Euch werde ich schnell fertig,“ wollte er die Pistole ganz hervor ziehen. — Räck aber hatte Geistesgegenwart genug, einen kräftigen, schnellen Faustschlag auf seinen Gegner zu führen. Derselbe ließ nun die Pistole los, um sich wie ein Verzweifelter zu wehren, er gerieth mit demselben in ein wüthendes Handgemenge, biß ihn und wurde endlich doch durch einen unglücklichen Fall der Vortheile beraubt, welche er schon erlangt hatte — in demselben Augenblicke, in welchem er in einen Rinnstein fiel, sprang ein entschlossener Gepäckträger dem Polizisten zu Hülfe, und nun wurde der am Boden Liegende überwältigt, entwaffnet und dann unter großem Auflauf nach dem Gefängniß geführt.

Als man ihn hier untersuchte, fand man bei ihm außer der Doppelpistole, welche scharf geladen war und durch Verkürzen der Läufe und Abschneiden des Kolbens aus einem Doppelgewehr hergerichtet war, fast 38 Thaler, eine silberne Cylinderuhr und Dietriche vor. Außerdem war eine Brusttasche seines Rockes zur Aufnahme eines langen Messers eingerichtet.

Aus allen diesen Gegenständen und aus seinem Benehmen war es zweifellos, daß man es hier mit einem gefährlichen Menschen zu thun hatte. Er wurde in dem Gefängniß von Räck und einem anderen Beamten nochmals energisch nach seinen Namen gefragt, und nun gab er an, Winter zu heißen und aus der Stadt Trampe gebürtig zu sein. Zufällig war einer der Beamten in diesem Orte genau bekannt und drang nun in den angeblichen Winter mit Fragen, welche es bald erwiesen, daß die Angaben des Gefangenen erlogen waren. Er wurde unruhig und eine Zornesröthe flog über sein bleiches, schwarzbärtiges Gesicht, als Räck nun die Steckbriefe zu revidiren beschloß, da er den Glauben nicht los werden konnte, daß man es hier mit einem berüchtigten Verbrecher zu thun hatte.

Die Augen des Gefangenen loderten unheimlich und stechend auf,

der Polizist die herbeigeholten Steckbriefe prüfend mit dem Aeußeren des Fremden verglich.

Nach kurzer Zeit hatte Räck den Steckbrief gefunden, welcher auf den Gefangenen paßte — er musterte ihn genau, dann stand er auf und trat zu ihm hin:

„Leugnen Sie nicht, ich kenne Sie nun, wenn Sie sich auch wie ein Landmann angezogen haben," sagte der Polizeibeamte, „Sie sind Masch! Sie sind aus der Räuberhöhle bei Warsin!"

Auf diese Worte traten auch die übrigen Beamten aufs höchste erstaunt herbei, um den Gefangenen zu betrachten. —

„M—a—s—ch, Masch," schrie dieser in unbezähmbarer Wuth, seinen gefürchteten Namen mit knirschend zusammengebissenen Zähnen buchstabirend, „ja, ich bin Masch, meinen Kopf muß ich doch verlieren!"

Was bisher weder den geschicktesten Criminalbeamten, noch den zahlreichen Verfolgern, noch ganzen Militärabtheilungen gelungen war, das hatte nun am 23. August die Trunkenheit zu Wege gebracht und ermöglicht!

Wäre der vielgenannte und gefürchtete Masch nicht in Frankfurt der Anziehungskraft des Branntweins verfallen, dann hätte man wohl noch lange vergebens nach ihm suchen können, dann wäre die Zahl seiner Opfer noch größer geworden, dann hätte er Schlesien, welches er jetzt aufsuchen wollte, zu dem Schauplatz seiner Blutthaten gemacht und in den dortigen Wäldern sein Höhlenleben fortgesetzt!

In Frankfurt sollte die gräßliche, mit Blut bedeckte Verbrecherlaufbahn dieses Raubmörders ein Ziel finden — berauscht und seiner Besinnung nicht ganz mächtig, trotzig, herausfordernd und muthwillig hatte er selbst seine Verhaftung hervorgerufen — er selbst war an sich zum Verräther geworden! Sicher gemacht durch sein bisheriges Glück und durch den Umstand, daß er stets aus den größten Gefahren im letzten Augenblick einen rettenden Ausweg gefunden hatte, war er auch diesmal überzeugt gewesen, glücklich davon kommen zu können, wie bisher — er ver-

gaß nur, daß er früher stets bei klaren Sinnen gewesen war, und daß er diesmal sich berauscht hatte! Diesem Umstande allein und, was die Ergreifung selbst betrifft, der Thatkraft und Geistesgegenwart des Polizeibeamten Räck war es zu verdanken, daß man endlich den gefürchtetsten, blutgierigsten Verbrecher seines Jahrhunderts gefangen und unschädlich gemacht hatte. Noch rauchten seine Hände von dem Blute der Erschlagenen, denn bis zum letzten Tage hatte er sein raubmörderisches Handwerk getrieben — in den Gegenden, in denen er so lange gehaust, nannte man seinen Namen mit Schrecken — und dennoch, war er denn jemals bei den Einbrüchen, bei den Raubanfällen, bei den Mordthaten so gesehen und erkannt worden, daß man Zeugen, sichere Zeugen für jede seiner Unthaten hatte?

Nimmermehr! Einzelne seiner schwersten Verbrechen waren ja noch gar nicht einmal an das Licht der Sonne gedrungen! Hatte man nicht die alte Bettlerin Wall in dem Glauben, daß sie ertrunken sei, der Erde übergeben? Und dennoch hatte der entsetzliche Mensch mit dem schwarzbärtigen Gesicht und den stechenden Augen sie in grauenhafter Mordlust erwürgt! — Hatte man nicht die unglückliche Henriette Fehlhaber, nachdem ein Arzt ausgesagt hatte, „das Mädchen sei in Folge eines Schlaganfalls gestorben, welcher ihr das Genick abgestoßen habe", längst begraben und vergessen? Und dennoch hatte auch sie der Fürchterliche erwürgt und geschändet!

War dieser Karl Masch denn überhaupt der überall auftauchende und spurlos verschwindende Unhold? Hatte man Beweise seiner Schuld? Hatte man ihn das Beil schwingen, die todtbringende Büchse anlegen, die Opfer erwürgen sehen?

Sein Name hatte einen fürchterlichen Klang erhalten, immer wieder hatte man ihn genannt, immer wieder wollte man ihn gesehen haben! Der Name Masch war stets in Verbindung mit den zahllosen Verbrechen gebracht und genannt worden — — nun galt es, da dieser räthselhafte, schreckliche Mensch plötzlich im Gefängniß saß, ihm Zeugen,

Beweise zu liefern, wenn er leugnete! Es galt, ihn der Unthaten und Verbrechen zu überführen, ihn zu Geständnissen zu zwingen — und war es wohl denkbar, daß dieser Masch, welcher länger denn fünf Jahre allen Nachforschungen und Verfolgungen zu trotzen verstanden hatte, zu irgend welchen Bekenntnissen gebracht werden konnte?

Zu der Beantwortung dieser Frage und ihren spannenden und interessanten Nebenumständen kommen wir nun, nachdem Karl Masch in dem Gefängniß zu Frankfurt in Sicherheit untergebracht ist, und zwischen Kerkermauern seinen Rausch ausschläft. —

An demselben Tage schon, an welchem die Ergreifung des Karl Masch stattgefunden hatte, verbreitete sich die Kunde, daß derselbe endlich dingfest gemacht sei, mit Windesschnelligkeit. Von dem Frankfurter Gericht aus aber wurde die Nachricht sofort nach Soldin gesandt, damit die mit der Untersuchung des chursdorfer Mordes beschäftigten Beamten schnell herbei kommen konnten.

Der gefürchtete Masch war allerdings nun gefangen — seine unbekannten Raubgenossen und Mordgehülfen aber befanden sich noch auf freiem Fuß! Dieser Umstand ließ die Gegenden, in denen die Raubmörder lange Jahre gehaust hatten, auch jetzt noch nicht zu voller Ruhe kommen, man fürchtete, daß mit Hülfe derselben Karl Masch, welcher früher wiederholt den Gerichtsbeamten zu Lippehne entsprungen war, auch diesmal wieder seine Freiheit erlangen werde.

Als der Gefangene am Morgen erwachte, seinen starken Rausch ausgeschlafen hatte, und sich von Kerkermauern umgeben sah, erinnerte er sich erst allmählich des Geschehenen und begann dann seine gefährliche Lage zu überdenken. Er hatte sich am Tage vorher in der That in einem Zustande vollkommener Unzurechnungsfähigkeit befunden, und nur dieser Unbesonnenheit verdankte er es, daß er plötzlich im Gefängniß saß.

Es galt nun, die Lage und die Gefahr so viel wie möglich zu erleichtern, galt ferner mit Vorsicht und Schlauheit vorzugehen und alles

aufzubieten, um auf irgend eine Weise die Freiheit wiederzuerlangen. — Sein Plan ging vor allem dahin, nichts von seinen Spießgesellen zu verrathen, vielleicht in dem Glauben, daß diese ihm zur Befreiung verhelfen würden, vielleicht auch, um seinen Bruder und dessen Familie nicht in die Untersuchung zu verwickeln — er wußte noch nichts davon, daß man diese bereits in schwerem Verdacht und unter sicherem Gewahrsam hatte.

Masch erinnerte sich zwar der Umstände seiner Ergreifung, nicht aber der Worte, welche er den Beamten knirschend zugerufen hatte, der Worte: „Meinen Kopf muß ich nun doch verlieren!“ Und diesen Worten wurde mit Recht eine große Wichtigkeit beigelegt, da sie Niemand ausstößt, der nicht von einer Schuld belastet ist und zwar von einer Blutschuld, welche das Beil des Henkers sühnt! Es war daher den unbedacht ausgerufenen Worten des Gefangenen die Eigenschaft eines Gesammtgeständnisses beizumessen, in jedem Fall waren sie für die Untersuchung ungemein werthvoll. Er wurde am Morgen vor den Untersuchungsrichter geführt, zu welchem er wiederholte, daß er Karl Masch heiße und seit langer Zeit verfolgt werde, er räumte auch ein, seit dem Frühjahr 1856 in Wäldern, abgelegenen Orten und Kornfeldern sich versteckt gehalten, auch die pyritzer und warsiner Höhle erbaut und bewohnt zu haben.

Das waren schon sehr wichtige Erfolge und Anhaltspunkte!

Masch aber gestand noch mehr! Er sagte aus, daß er von dem Ertrage der von ihm verübten Diebstähle, deren Zahl sich auf fast vierhundert belief, allein gelebt habe, ja, er gab auch die Einbrüche zu, auf welche man durch die in den Höhlen aufgefundenen Sachen geführt worden war!

Da das Geständniß so glatt ging, dehnte der Untersuchungsrichter das Verhör aus, in der Hoffnung, den Gefangenen sofort durch schnelle Fragen weiter zu treiben und zu einer vollen Aussage bewegen zu können — diese Hoffnung erwies sich zwar als eitel, dennoch hatte das lange

Verhör einen so glänzenden Erfolg, wie ihn wohl Niemand vorher erwartet hatte.

Der Untersuchungsrichter fragte den Gefangenen nach seinem Verhältniß zu dem Bruder Martin und dessen Familie — Karl Masch leugnete, entgegengesetzt den Aussagen seines Bruders, jede Beziehung mit der Familie ab und erklärte entschieden, seinen Bruder seit dem Jahre 1856 weder gesehen, noch ihn in seinem Hause besucht, noch überhaupt einen Mitschuldigen gehabt zu haben.

„Dann hat Ihr Bruder Martin Sie wohl besucht?“ fragte der Untersuchungsrichter.

Masch blickte erstaunt und finster auf. —

„Mich besucht?“ fragte er lang gedehnt. —

„Ich meine, Ihr Bruder hat Sie in der warsiner Höhle wohl zuweilen besucht?“

„Ich habe ihn seit Jahren nicht gesehen!“

„Sie haben Ihre Diebstähle und Einbrüche bekannt, welche Verbrechen haben Sie nun noch mehr zu gestehen?“ fragte der Untersuchungsrichter, „Sie haben dieselben gestern bereits angedeutet!“

Masch erschrak sichtlich — er wußte nichts mehr davon.

„Sie haben gesagt: Meinen Kopf muß ich nun doch verlieren. — Sie haben mithin noch schwerere Verbrechen begangen, als die gestandenen!“

Der Gefangene faßte einen schnellen Entschluß — er wollte die zuletzt verübte That in der Erwartung bekennen, dadurch vor dem frankfurter Gericht zu bleiben und den übrigen Untersuchungen zu entgehen.

„Ich habe in der Nacht vom 21. zum 22. August auf der Landstraße zwischen Tiefensee und Heckelberg einen Fuhrmann erschossen“, gestand er nun, ohne zu wissen, daß man von diesem Verbrechen noch nichts wußte.

Der Untersuchungsrichter ließ sich von Masch den ganzen Hergang erzählen, welchen wir bereits kennen, und erst am nächsten Tage lief die

Bestätigung des Mordes ein, nachdem man den Wagen und den Ermordeten im Dickicht aufgefunden hatte.

Nunmehr wurden dem gefährlichen Verbrecher Ketten angelegt, damit ihm jede Hoffnung auf das Gelingen einer Flucht abgeschnitten war und er sich nicht das Leben nehmen konnte.

Der Staatsanwalt in Soldin hatte sofort einen Criminalpolizeibeamten nach Frankfurt abgeschickt, um Masch von dort nach Soldin zu überführen, damit er in diesem Orte über die zahlreichen, ihm zur Last gelegten Verbrechen vernommen werde.

Als man dem Gefangenen anzeigte, daß sein Transport bevorstehe, wurde er unruhig — er sah nun ein, daß er sich mit falschen Erwartungen beschäftigt hatte, daß ihm nun die Untersuchung aller früher begangenen Thaten sicher sei.

Masch, welcher von schweren Ketten belastet war, wurde nun dem Criminalcommissarius zur Ablieferung an den Untersuchungsrichter in Soldin übergeben. Er wurde in einem offenen Wagen, welcher von berittenen Gensd'armen begleitet wurde, nach der genannten Stadt gebracht. In allen Ortschaften, welche dieser Wagen berührte, kamen die Leute herbei, um den berüchtigten Masch endlich zu sehen und sich der beruhigenden Gewißheit hinzugeben, daß die schwer heimgesuchten Dörfer nun von dem Unhold befreit waren. Allerdings hatte der Verbrecher bis jetzt weder etwas von seinen früheren Thaten noch von seinen Genossen eingestanden, man gab sich aber allgemein der Hoffnung hin, daß die Untersuchung alles zu Tage fördern werde, nicht allein die zahllosen Unthaten, welche er begangen hatte, sondern auch die räthselhaften Vorgänge der früheren Jahre, sein wiederholtes spurloses Verschwinden, wenn er doch hier und dort mit Sicherheit gesehen worden war, und sein ganzes geheimnißvolles Treiben. Durch die Auffindung der Höhlen waren diese unbegreiflichen Vorgänge nur zum kleinen Theil enthüllt, da Masch auch in Gegenden plötzlich gesehen und verschwunden war, welche weit von diesen Höhlen entfernt waren.

Während des Transports saß der Gefangene düster vor sich hinbrütend auf dem offenen Wagen, er blickte nicht auf, wie wenn er den Augen der Menge in den Ortschaften ausweichen, wie wenn er unterwegs die freie Natur nicht sehen wollte — er war ja in Ketten geschmiedet — an eine Flucht, an ein Entspringen war nicht zu denken! Masch begann sich klar zu machen, daß es für ihn nur noch einen Weg aus dem Kerker gab, in den er geführt wurde, nur einen Weg noch — den auf das Schaffot! Dieser Gedanke schien ihn nicht mehr zu verlassen. Sowohl in Soldin, wie auch später in Cüstrin, dem Orte, in welchem er vor das Schwurgericht geführt wurde, beschäftigte er sich fast unausgesetzt mit seinem bevorstehenden Tode.

Unaufhörlich wurde er ja aber auch an seine Verbrechen und an seine bevorstehende Strafe erinnert, nicht etwa durch sein Gewissen — sondern durch das Rasseln seiner Ketten!

Als er in Soldin eintraf und vom Wagen stieg, sah man, daß seine Hände in sogenannten Handschellen steckten, in festen, durch eine kurze Eisenstange mit einander verbundenen starken Ringen. An der Mitte dieser Stange lief ein Eisen bis zum Halse hinauf, wo es an einem Ringe befestigt war, welcher den Hals umschloß. Außerdem waren auch an seine Füße starke, durch eine kurze Kette mit einander verbundene Ringe gelegt, so daß er weder die Arme, noch die Beine beliebig rühren konnte. Er glich der wilden, blutgierigen Bestie, welche man angeschmiedet hat, und welche nun in dumpfem Hinbrüten daliegt oder unaufhörlich mit kleinen Schritten ihren Käfig mißt.

Das Rasseln der Ketten schreckte ihn aus dem Schlafe auf, wenn er sich bewegen wollte, es mahnte ihn ohne Unterlaß daran, daß er gefangen, daß er dem Henker verfallen war — und er sann nun wohl, wie er am besten fortkam, durch Lügen oder durch ein offenes Geständniß.

Im Ganzen ertrug er nach Aussagen von Augenzeugen seine lange und schwere Haft mit großer Ruhe und Ergebung. Er sprach wenig, er

schien weder Reue noch Trotz zu fühlen, da er weder das eine, noch das andere äußerte. Bei den nun beginnenden Verhören prahlte er weder mit seinen mörderischen Thaten, noch schien er kleinlich zu verzagen. Sein ganzes Augenmerk hatte er anfangs darauf gerichtet, alles vorher zu überlegen und sich auf jede Frage vorzubereiten, er ging bei den Verhören nie offen vor, sondern wartete stets lauernd ab und benutzte dann jeden Vortheil, gleich wie er es bei der Ausführung seiner Verbrechen hielt. Zu einem offenen Kampf ließ er es nie kommen, er benutzte immer den Hinterhalt und lauerte auf passende Gelegenheiten.

Man wird ermessen können, daß durch diese zurückhaltende, schlau berechnete Art und Weise der Untersuchungsrichter keine leichte Arbeit hatte. Das wichtige Amt eines solchen hatte auf höhere Weisung der Kreisgerichtsdirector Bauer in Soldin übernommen.

Vor allen Dingen galt es, Masch zu einem Geständniß in Betreff des chursdorfer Mordes zu bringen, da Niemand nach Auffindung der Höhle und der beschriebenen Beile mehr daran zweifeln konnte, daß er mit noch zwei Mordgesellen die gräßliche Unthat verübt hatte.

Bei dem Verhör über dieses Verbrechen verhielt er sich, wie immer, sehr zurückhaltend. Er leugnete jede Theilnahme an dem Morde ab und wollte nichts von demselben damals gehört und gesehen haben.

„Sie haben zugegeben, daß die warsiner Höhle von Ihnen erbaut und bewohnt worden sei — nun hat man in dieser Höhle drei Beile gefunden.“ —

Masch blieb bei diesen Worten ganz ruhig und unverändert!

„An diesen Höhlenbeilen aber,“ fuhr der Untersuchungsrichter fort, „haben Haare der Ermordeten geklebt!“

„An allen dreien?“ fragte Masch schnell — dann aber setzte er, fühlend, daß er sich übereilt hatte, hinzu: „das ist wohl nicht möglich! Wer weiß, was an den Beilen geklebt haben mag!“

Der Untersuchungsrichter eröffnete ihm nun, daß die Untersuchung darüber jeden Zweifel entfernt habe und daß sein Bruder Martin, wie

auch die alte Mutter sich in Haft befänden. Diese Mittheilung schien Masch zu beunruhigen! Seltsam! Selbst in der Seele dieses Unmenschen, welcher ganze Familien mit kaltem Blute abzuschlachten vermocht hatte, fand sich eine weiche Stelle, selbst in dem Herzen dieses Mörders gab es einen menschlichen Zug — das war die Liebe zu seinen Angehörigen! Jetzt und auch später bis zu seinem letzten Augenblicke hatte er nur das eine Bestreben: seinen Bruder Martin von jeder schweren Schuld freizuhalten! Mag man nun behaupten, daß auch an diesem Bestreben etwas von Eigennutz zu finden, daß er das Gericht täuschen wollte, daß er sich durch die Rettung seiner Verwandten mit dem Himmel versöhnen wollte, oder was man sonst noch hervorgesucht hat — jedenfalls ist dieser Zug in der Seele dieses blutgierigsten aller Verbrecher seltsam und des Nachdenkens werth. Ja, man wird uns zugestehen, daß wir uns vor einem psychologischen Räthsel befinden, wenn wir berichten, daß Karl Masch, der entsetzliche Raubmörder, der seine Opfer im Schlafe überfiel, würgte, erschlug und erschoß, daß dieser selbe Unmensch Thränen vergoß, als er hörte, man klage seinen Bruder Martin der Theilnahme an dem chursdorfer Morde an, so daß auch diesem der Tod von Henkershand bevorstand!

Thränen in den Augen dieses blutgierigen, mitleidslosen Mörders!

Ist die menschliche Seele nicht das größte Wunder und Geheimniß, und ist es nicht eine der interessantesten Aufgaben, sie zu beobachten, zu prüfen und zu betrachten, wenn sie offen vor uns liegt? —

Noch ahnte Masch nicht, daß man in der Wohnung seines Bruders ein Beil gefunden hatte, das gleich den Höhlenbeilen zu einem furchtbaren Verräther geworden war — trotzdem konnte man an ihm eine auffallende Unruhe wahrnehmen, welche sich nun von Tag zu Tag steigerte. Er schien zu schwanken, schien hin und wieder versucht zu sein, ein offenes Geständniß seiner Thaten abzulegen, ja eines Tages verlangte er sogar zu diesem Behufe vor den Untersuchungsrichter geführt zu werden — als man aber seinem Verlangen nachkam, mußte er wohl

fürchten, daß man ihm nicht alles glauben werde, und da erklärte er plötzlich, er könne doch nichts gestehen!

Aus dieser Zeit etwa schreibt sich das Bild des Verbrechers her, das wir unseren Lesern vorgeführt haben. Zur Ergänzung desselben sei noch erwähnt, daß seine Augen stechend waren und daß sein ganzer Kopf mit dem dunkeln Barte, welcher zu der erdfahlen Gesichtsfarbe seltsam kontrastirte, geeignet war, seinen furchtbaren Ruf auch dem Aeußeren nach zu erklären — der Kopf eines Räuberhauptmanns konnte kaum anders gedacht werden!

Während der nächsten Wochen schien Masch, welcher in seiner Zelle, die Augen zu Boden gerichtet, stundenlang auf- und abging, mit sich zu kämpfen. Er hatte nunmehr von dem Untersuchungsrichter vernommen, daß sein Bruder und seine Mutter die Verbindung mit ihm eingestanden hätten, und er selbst war in Folge dessen eifrig bemüht gewesen, Diebstähle und Einbrüche einzugestehen, auch räumte er ein, daß er seinen Angehörigen wiederholt gestohlene Sachen gebracht hatte, ja er bequemte sich sogar zuzugeben, daß sein Bruder Martin bei der Ausführung mehrerer Diebstähle geholfen habe. Immer aber kam er wieder darauf zurück, daß er von dem chursdorfer Morde nichts wisse.

Da endlich, nach fast zweimonatlicher Haft, im October 1861, schien ihm die Ungewißheit seiner Lage und die Gefahr, in welcher sein Bruder schwebte, keine Ruhe mehr zu lassen. Er verlangte wieder vor den Untersuchungsrichter geführt zu werden und diesmal war sein Entschluß wohl überlegt und ernst.

Masch warf sich vor dem Inquirenten auf seine Kniee, versprach alles der Wahrheit gemäß zu gestehen und bat ihn, ihm Glauben zu schenken.

Als der Untersuchungsrichter, die günstige Stimmung des Gefangenen benutzend, ihm erklärte, daß ihn der Entschluß freue, und daß er hoffe, Masch werde in allen Theilen die Wahrheit sagen, als er ihn dann ferner noch in das Gewissen redete und ihn mit eindringlichen Wor-

ten aufforderte, sein Herz nun ganz zu erleichtern, alles einzugestehen und nichts zu verschweigen, da das ja an dem Verlauf der Dinge nichts ändern werde, rief Masch:

„Ja, meinen Kopf muß ich doch verlieren, ich will alles eingestehen, alles, nur müssen Sie mir glauben, daß ich auch alles allein ausgeführt habe! Ich will nicht nur den chursdorfer Mord gestehen, sondern auch den zu Stölpchen verübten und noch andere, von denen die Gerichte noch nichts wissen! Ich allein, ich ganz allein habe sie vollführt, wie Sie auch aus meinem offenen Geständniß ersehen werden!“

Diese Erklärung machte bei dem soldiner Gerichtshofe Sensation! In dem folgenden Abschnitt bringen wir das Geständniß, welches Masch nun dem Untersuchungsrichter umständlich ablegte.

Nachdem Masch über seine Herkunft, Jugend und späteren Jahre das berichtet hatte, was wir bereits im Eingange mitgetheilt haben, fuhr er fort:

„Im Winter des Jahres 1856 kehrte ich von Hamburg schwach und elend nach Dertzow zurück, ging zu meinem Bruder Martin und fand bei demselben Aufnahme. Es bedrückte mich, daß ich nichts besaß um mein Essen und Trinken zu bezahlen, auch schien ich meiner Schwägerin damals im Wege zu sein. Um mir nun Geld zu verschaffen, kam ich zu dem Entschluß einen Einbruch auszuführen. Ich stahl Getreide von dem Boden der Gutsherrschaft und wurde damals von der Frau des Tagelöhners Becker wohl gesehen, denn durch sie kam ich ins Gerede! Auf ihre Veranlassung hin wurde ich verhaftet. Da erwachte in mir das heiße Verlangen, mich später bei guter Gelegenheit einmal an ihr zu rächen! Das konnte ich erst im nächsten Jahre. Becker war mit seiner Frau aus Dertzow nach Hohenziethen gezogen, weil er sich vor mir fürchtete. Im März 1857 versuchte ich einen Einbruch bei Becker's, wurde aber durch die Frau Becker verscheucht, welche erwacht war und an das Fenster trat. Ich drohte ihr, und sie wußte, daß ich mich an ihr

rächen würde! In der Nacht vom 24. zum 25. Juli steckte ich den mit dem Becker'schen Wohnhause in Verbindung stehenden Stall in Brand. Das Feuer griff schnell um sich, verzehrte das Wohnhaus und eine Scheune mit allen Vorräthen und dem Vieh und hätte auch die Menschen getödtet, wenn die Becker nicht noch zur rechten Zeit die Flammen gesehen hätte. Reue oder Gewissensbisse habe ich nach der That nicht gefühlt, vielmehr eine Genugthuung darüber, mich gerächt zu haben."

„Als ich nach dem Diebstahl in Dertzow verhaftet und nach Lippehne in das Gefängniß geführt worden war, fand ich bald, daß dasselbe durchaus nicht fest genug war, ich konnte mit Leichtigkeit durch das Eisengitter mich drängen, da ich zwar breitschulterig bin, dabei doch aber nur eine niedrige Brust habe. Ich konnte von der Gefangenenkost nicht bestehen, wollte nicht länger hungern und verließ daher in einer günstigen Nacht das Gefängniß zu Lippehne und entfloh. Unterwegs traf ich einen am Wege schlafenden Feldarbeiter, welcher einen Kober neben sich hatte. Derselbe enthielt Eßwaaren. Ich stahl ihn, eilte weiter und kam in der nächsten Nacht nach Hohenziethen. Dort machte ich auf dem Gutshofe einen Einbruch, versah mich mit anderen Kleidern und mit Fleischvorräthen und wandte mich dann nach Dertzow, indem ich während des Tages schlief und erst mit dem Herankommen der Dämmerung aufbrach."

„Ich hatte den Beschluß gefaßt, in der Gegend nicht zu bleiben, sondern weit fort über die Grenze zu reisen. Um mich mit dem dazu nöthigen Gelde zu versehen, wollte ich die Wirschaftskasse in Dertzow bestehlen."

„Es war ein Sonntagabend, an dem ich in dem Dorfe eintraf, in dem mich Jeder kannte, in dem ich mich daher nicht sehen lassen durfte."

„Als ich zu später Stunde an dem Kruge vorüberkam, sah ich, daß die Knechte und Mägde in demselben tanzten, und daß ein Theil der

Bauern noch trank und sich die Zeit vertrieb, während es im Dorfe schon still geworden war.“

„Ich begab mich nun nach dem Gutshofe, drückte eine Fensterscheibe des Wirthschaftsgebäudes ein, öffnete das Fenster und stieg in das Haus. Ich holte mir vom Feuerherde eine glühende Kohle, steckte dieselbe in meinen Pfeifenkopf und verließ das Haus wieder, ohne daß mich Jemand bemerkt hatte. Nun holte ich mir ein Pfluggestell herbei, stieg bis zum Strohdach hinauf und steckte die glühende Kohle in dasselbe. Dann stellte ich den Pflug an das Fenster der Wirthschaftskasse, um bequem zu demselben hinaufsteigen zu können. In diesem Raume befand sich der Inspector. Ich rechnete darauf, daß er bei dem ersten Feuerzeichen das Zimmer verlassen werde, dann wollte ich, die allgemeine Aufregung und Verwirrung benutzend, in den Raum steigen, die Kasse berauben und mich entfernen.“

„Als die Flammen aufschlugen, wartete ich vergebens auf die Feuerrufe, Niemand schien die Gefahr zu sehen — als endlich der Nachtwächter herbeilief und auch die Bauern aus dem Kruge gestürzt kamen, verbreiteten die Flammen bereits ein so helles Licht, daß ich mich aus dem Staube machen mußte, um nicht gesehen und ergriffen zu werden.“

„Nachdem ich nun zehn Tage theils umhergewandert, theils in Wäldern mich aufgehalten hatte, stellte ich mich am 30. April freiwillig dem Kreisgericht zu Soldin, bei welchem ich eine bessere Behandlung und Kost erhoffte. Ich gab an, daß ich aus Lippehne nur des knappen Essens wegen ausgebrochen sei.“

„Nun wurde ich aber wieder nach Lippehne zurückgeliefert und da die Untersuchung sich in die Länge zog, man auch die Dertzower Feuersbrunst mir nachzuweisen suchte, brach ich in der Nacht zum 21. Mai wieder aus dem Gefängniß, um der sicheren Aussicht auf das Zuchthaus zu entgehen, und nun rief eins das andere hervor! Aus einem Dieb wurde ein Brandstifter, dann ein Räuber, dann ein Mörder!“

„Als ich Lippehne im Rücken hatte, sagte ich mir, daß ich mich

beeilen und weit fortgehen müßte, wenn ich den Steckbriefen entgehen wollte, welche nun mir nachgesandt werden würden. Ich verschaffte mir durch einige sofort ausgeführte Einbrüche Geld und wanderte nach Hamburg. Ich wollte nach Amerika auswandern. Da ich aber weder einen Paß noch sonst ein Legitimationspapier besaß, nahm mich kein Kapitän auf. Ich wanderte nach Glückstadt und versuchte hier noch einmal mein Heil, alles aber war vergebens, Niemand wollte mich aufnehmen und nun war mir auch mein Geld ausgegangen. Ich befand mich damals in Verzweiflung und Lebensüberdruß, ich wollte mich nicht länger in der Welt herumstoßen! Um meinem Leben ein Ende zu machen, kochte ich Streichhölzer in Wasser und trank dann den nach Phosphor schmeckenden Aufguß. Ich wurde krank, aber nur so weit, daß ich das Leben wieder lieben lernte und genas, und nun faßte ich den Entschluß, in meine Heimathsgegend zurückzukehren und dort mir die dunkelsten Plätze des pyritzer Forstes zu meinem Versteck und Aufenthalt zu machen. Es war Sommerszeit, als ich mich auf den Weg begab. Ich zog durch Mecklenburg, bald bettelnd, bald stehlend, was ich brauchte, und ich hatte allmälig schon so viel Uebung beim Einbrechen erlangt, daß ich fast niemals in Gefahr war, gesehen und ergriffen zu werden."

„Als ich die weithin sich erstreckenden Wälder bei Pyritz erreichte, die mir größtentheils wohlbekannt waren, suchte ich mir bald hier, bald dort recht versteckte Stellen im Dickicht auf, trug dort Laub und Moos zusammen und bereitete mir weiche und bequeme Lagerstätten, auf denen ich während des Tages zu schlafen pflegte. Es sollte mich Niemand sehen und erkennen, Niemand sollte wissen, daß ich in der Gegend mich befand, nachdem man bereits angefangen hatte, mich zu vergessen oder doch zu glauben, daß ich mich weit fortbegeben hätte."

„Während der Nächte machte ich dann meine Streifzüge, bald hierhin, bald dorthin, um mich mit allen Wegen, Stegen und Schlupfwinkeln noch genauer bekannt zu machen und vornehmlich auch, um durch Diebstähle und Einbrüche mir Nahrungsmittel zu verschaffen."

„Dieses Leben gefiel mir sehr gut, bis auf zwei Uebelstände: erstens entbehrte ich den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht und zweitens lag ich, wenn es regnete, im Nassen, ohne irgend einen Schutz zu haben. Ich begann zwar hin und wieder Löcher zu graben und sie durch oben zu einem Dach geformte Zweige zu schützen, das alles aber hatte keine rechte Art, da es Wind und Wetter nicht genügend abhielt, auch leicht von den Forstbeamten gefunden werden konnte. Und nun kam die kalte Jahreszeit heran, der Herbst und der Winter. Ich sann daher ernstlich darüber nach, wie ich am besten allen Uebelständen abhelfen könnte, und nun kam ich auf den Gedanken, mir eine Höhle zu bauen, in welcher ich ungestört war, welche so leicht Niemand finden konnte, und welche mir daher den sichersten und geschütztesten Zufluchtsort gewährte, von dem aus ich mein bisheriges Gewerbe noch weiter ausdehnen konnte."

„Ich machte mich sofort an die Arbeit, nachdem ich mir eine wenig betretene Stelle im Dickicht ausgesucht hatte, stahl in den nächsten Nächten Bretter, brachte sie an den Ort, wo ich zu graben angefangen hatte und setzte, ohne daß mich Jemand störte, meine Arbeit ohne Unterbrechung fort. Die ausgegrabene Erde trug ich vorsichtig an entfernte Orte, damit sie mich nicht verrieth, brachte dafür Lehm, Steine und junge Buchen nach der von mir ausgewählten Stelle und richtete mir eine etwa sechs Fuß tiefe Höhle ein, indem ich die Wände durch Balken und Bretter stützte, sie mit Lehm bestrich und dann auch oben die Decke durch Bretter fest herrichtete. Ich sorgte dafür, sie so sicher zu machen, daß man über sie fortgehen konnte, bewarf sie dann etwa einen Fuß hoch mit Erde, bepflanzte dieselbe mit Moos und jungen Buchen, auch mit Gebüsch und fand, daß mir die Nachahmung des übrigen Bodens genau gelungen war. Es sind wiederholt Förster und Holzfäller über diese Stelle fortgeschritten, ohne jemals etwas von der Höhle und der künstlichen Erdanlage zu bemerken."

„Ich hatte mir ein Loch frei gelassen, durch welches ich ein- und ausging, und um auch dieses nicht sehen zu lassen, deckte ich es ge-

wöhnlich, wenn ich die Höhle verließ, mit einem Brett und darauf gestreutem Laube zu."

„Nun, nachdem ich den Anfang gemacht hatte, setzte ich meine unterirdische Arbeit fort. Ich legte einen Kamin an, fest und sicher von Lehm und Steinen hergerichtet, stahl mir einige Blechröhren und Gießkannen, welche letztere ich gleichfalls zu Abzugskanälen des Rauchs und der schlechten Luft benutzte, und legte diese so in Gebüschen versteckt an, daß sie Niemand so leicht sehen konnte. Dann grub ich weiter und richtete mir einen Wohnungsraum her, während der Winter herankam. Ich trug trockenes Moos und Weidenruthen hinab, fertigte mir eine bequeme Lagerstätte an, machte mir aus einem Brett und einigen Klötzen Tisch und Stuhl und grub mir dann auch einen Weinkeller, da ich bei meinen Einbrüchen oft Gelegenheit hatte, mich gerade mit Wein, Bier, Rum und Schnaps gehörig zu versorgen, und das kam, weil ich fast immer die Kellerfenster benutzte, um in die Häuser zu dringen und in den Kellern der Gutsbesitzer und Krüger die Vorräthe aufbewahrt wurden. Auch für eine Lampe trug ich Sorge, stahl oft Oel und Lichte, um in meiner Höhle nicht immer im Finstern zu sitzen, und versorgte mich so mit Lebensmitteln, daß ich bei etwaigem Schneefall für Tage und Wochen die Höhle nicht zu verlassen brauchte. Im Schnee konnten mich meine Fußspuren leicht verrathen. Auch mit dem Kochen mußte ich vorsichtig sein und mich nach dem Winde richten, damit nicht Jemand einmal den Rauch aufsteigen sah."

„Ich richtete mir nun die Höhle immer wohnlicher ein, schlug Nägel in die Pfosten, um theils die gestohlenen Kleidungsstücke, die Wäsche und außerdem auch die Würste und Schinken aufzuhängen, machte mir einen zweiten Ausgang, um im Fall einer Gefahr entwischen zu können und fühlte mich in meiner unterirdischen Wohnung sehr sicher und wohl. Ich entbehrte mehr und mehr nur den Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte und sann auf Mittel und Wege mir eine Lebensgefährtin zu suchen oder doch eine Geliebte anzuschaffen, mit welcher ich, wenn es mir

nicht gerathen schien, sie über meine Verhältnisse aufzuklären und in die Höhle zu nehmen, unter falschem Namen als Tagelöhner aus irgend einem andern Dorfe verkehren konnte. Ich suchte nach einer Gelegenheit, Bekanntschaften anzuknüpfen, als der Winter nachließ und die Feldarbeiten begannen — es wollte mir aber immer nicht glücken, so daß meine Begier mehr und mehr wuchs."

„Als der Sommer wieder herankam, konnte ich meine Höhle gefahrloser verlassen und weitere Streifzüge unternehmen. Ich war ganz sicher, daß meine Höhle während meiner Abwesenheit nicht aufgefunden werden würde."

„Ich hatte mir während der langen Winterabende, an denen ich des Schnees wegen in der Höhle bleiben mußte, mancherlei Geräthschaften und Waffen hergestellt. So hatte ich mir mit Hülfe einer Feile und eines Hammers aus einer alten Sense einen Hirschfänger und aus einer Baumsäge einen Dolch gemacht. Meine Lieblingswaffe aber, die ich stets versteckt bei mir tragen konnte, war eine Doppelpistole, in welche ich eine Doppelflinte dadurch umgeschaffen hatte, daß ich das obere Ende der Läufe und den unteren Theil des Schaftes abgenommen hatte."

„Außerdem hatte ich mich mit einer genügenden Anzahl von Dietrichen, Nachschlüsseln und Stemmeisen versehen und machte bald in der pyritzer, bald in der soldiner Gegend Nachts meine Besuche!"

Auf die Frage des Untersuchungsrichters, wie er es angestellt habe, daß er trotz der von den Bauern getroffenen Vorsichtsmaßregeln stets die Räume betreten hatte, welche ihm eines Besuchs werth schienen, und wie es gekommen sei, daß man ihn nie gesehen und ergriffen habe, antwortete Masch:

„Ich bin stets vorsichtig zu Werke gegangen und habe mir vor jedem Einbruch einen sicheren Ausweg zu schneller Flucht offen gehalten. Dadurch war ich immer schneller auf und davon, als die Bestohlenen herbeikommen konnten. Daß ich nie ergriffen worden bin, selbst da nicht, als man ganze Militärabtheilungen und Ortschaften gegen mich aufbot,

werde ich späterhin aufdecken! Und daß für mich kein Schloß, kein Riegel und kein Hund ein Hinderniß sein konnte, ist leicht zu erklären. Die Hunde verscheuchte ich entweder durch Steinwürfe, oder ich ließ sie herankommen und warf ihnen Fleisch zu. Man sagt zwar, wachsame Hunde nehmen nichts von Fremden und hören nicht auf, wüthend zu bellen, ich habe diese Erfahrung nie gemacht, vielmehr bestätigt gefunden, daß ein Hofhund nichts werth ist. Mehr Vortheil bringt der Hund in der Stube, aber auch da nur, wenn er nicht oft ohne Grund bellt. Die zur Sicherung der Fenster gegen Einbrüche vielfach angebrachten Eisengitter betrachtete ich ebenso wenig jemals als ein Hinderniß, wie die Traillen vor den Keller= und Bodenfenstern. Gewöhnlich waren die Zwischenräume zwischen den Stäben schon an sich weit genug, daß man sich hindurchwinden konnte, im andern Falle genügte eine Deichselstange oder dergleichen, um die Stäbe so zu verbiegen, daß man bequem hindurchkonnte. Die Thüren und Schränke öffnete ich mit Hülfe meiner Nachschlüssel. Aus den Kellern holte ich mir Brot, Pökelfleisch, Butter, Käse und Wein, aus den Schränken der Wohnstuben Wäsche und Kleider, Pelze und Fußsäcke, Geld und Uhren, Gewehre und andere Geräthe, welche ich brauchen konnte. Auch Betten nahm ich aus Vorrathskammern mit, aus den Schornsteinen holte ich Speck und Würste, aus den Ställen Hühner, Gänse, selbst das Schweine= und Hammelfleisch fehlte mir selten, da ich die Thiere oft, ohne mich zu verrathen, an Ort und Stelle abschlachtete und mir das beste Fleisch mitnahm!“

„Eines Tages im August, als ich den wildenbrucher Wald durchstreifte, erblickte ich auf dem unfernen, sonst ziemlich menschenleeren Wege ein Mädchen. Ich sah sofort an ihrer Gestalt und ihrem Gange, daß sie noch jung war und überzeugte mich auch schnell, daß sie ein hübsches Gesicht hatte. Die Lust, mich ihr zu nähern, überkam mich gewaltsam, und ich trat zu ihr auf den Weg, indem ich sie grüßte und anredete. Nun erkannte ich in ihr die Tochter des Försters zu Schöneberg bei Stargard, Emilie Frank, sie diente damals in Neuendorf! Ich sprach

immer vertraulicher mit ihr, fand immer größeres Wohlgefallen an ihrer schönen, vollen Gestalt und ihrem hübschen Gesicht und trug ihr meine Liebe an. Als sie meinen Antrag heftig zurückwies, beschloß ich sofort, sie mit Gewalt mir zu eigen zu machen. Ich erfaßte plötzlich ihren Hals — sie stieß einen unterdrückten Schrei aus — dann warf ich sie auf den Boden, preßte ihr mit beiden Daumen die Kehle zu und kniete auf ihr bis sie die Besinnung verlor."

Diese Enthüllung des Masch machte bei dem Gerichtshofe Aufsehen! Die Untersuchung war zwar im Herbst des Jahres 1857 gegen den unbekannten Thäter eingeleitet worden, es hatte sich aber kein Anhalt gefunden, und da man damals auf Karl Masch noch keinen Verdacht hatte, kam dieses Geständniß nun um so unerwarteter. Emilie Frank war übrigens noch immer nicht wieder von jenem Mordanfall genesen!

„Ich schleppte sie unter die Bäume — da aber vernahm ich das Geräusch eines Wagens, ließ von ihr ab und eilte durch den Wald fort."

„In der pyritzer Höhle erwartete ich nun, ohne daß man bisher in der ganzen Gegend etwas von meiner Anwesenheit wußte, den zweiten Winter. Auch während dieser Zeit hatte ich nichts zu entbehren. Da an einem Tage des Monats März 1858, als ich unten in meiner Höhle mich auf meinem Lager befand, vernahm ich plötzlich oben auf der Decke meiner Höhle Tritte und dann ein Rascheln und Kratzen, das mir auffiel. Ich konnte nicht unterscheiden, ob ein Mensch oder ein Stück Wild oben hin- und herging, doch hatte ich in den vergangenen Tagen Bauern und Fuhrleute bei dem in nicht allzugroßer Entfernung stehenden eingeschlagenen Holze bemerkt und mußte daher auf alles gefaßt sein. Ich ergriff in der Eile einen meiner handfesten Knüppel und stieg dann durch eine der Oeffnungen aus meiner Höhle."

„Da sah ich kaum zehn Schritte von mir den Mühlenbesitzer Ebel stehen, er kannte mich nicht persönlich, ich aber ihn."

„Im ersten Augenblick war ich versucht auf ihn zuzuspringen und ihm das Lebenslicht auszublasen, damit er meine Höhle und mich nicht

verrieth — er wich Schritt für Schritt ängstlich bei meinem Anblick zurück — da ich aber nicht wußte, ob nicht in seiner unmittelbaren Nähe Forstbeamte und andere Männer waren, drohte ich ihm nur mit meinem Knüppel und eilte dann fort. Als Ebel zur Besinnung kam und die anderen Männer herbeiholte, war ich längst auf und davon. Ich wußte vorher, daß man mich nun heftig verfolgen würde, da man durch die in der Höhle aufgefundenen Sachen erkannte, daß ich die Einbrüche in der ganzen Umgegend ausgeführt hatte, das beunruhigte mich aber nicht, weit mehr ärgerte mich der Verlust der Höhle, die ich schon so bequem eingerichtet hatte."

„Ich blieb trotz der drohenden Gefahren in der Nähe von Pyritz und machte nur von hier aus meine Raubzüge. Was mich freute, war der Umstand, daß man zwar überall von mir sprach, daß ich aber immer glücklich davon kam, wenn man Hetzjagden nach mir abhielt, und einen dieser für mich glücklichen Zufälle will ich hier gleich erzählen — er nährte den Glauben daran, daß ich mich unsichtbar zu machen verstand! Die Zahl der Gensd'armen war beträchtlich vermehrt worden, ich sah sie oft von einem Versteck im Dickicht aus umherspähen, sie fanden mich nicht, denn ich war bald hier, bald dort."

„Da fing man an, die Landgemeinden zu meiner Verfolgung aufzubieten. Eines Morgens wollte ich eben aus einer dicht bewachsenen Waldschonung, in welcher ich die Nacht zugebracht hatte, heraustreten, als ich in einiger Entfernung Bauern und Arbeiter mit Büchsen und Knütteln bewaffnet, stehen sah, sie schienen sich wie zu einem Treibjagen zu ordnen. Der Wald war von ihnen umstellt, sie wollten mich einfangen und wußten, daß ich mich in diesem Gehölz befand. Während ich sie genau sehen und mir die jüngsten und dümmsten für meinen Plan aussuchen konnte, war ich für sie unsichtbar, da die Bäume mich schützten."

„Ich kehrte tief in das Dickicht zurück und kauerte mich in einem Gebüsch nieder, in dem ich nicht ohne genaue Nachsuchung gefunden werden konnte, und wartete nun das Näherkommen der Jäger ab. Ich hatte

mir ungefähr die Mitte zwischen zwei jungen Bauernburschen ausgesucht, weil ich diese Stelle für die günstigste hielt. Und ich hatte mich nicht verrechnet! Sie sahen nicht nach meinem Versteck, sondern scharf immer vor sich hin. Da plötzlich hatten sie etwas ausgewittert und schon glaubte ich, daß der eine Bursche, welcher schnell einige Schritte vorkam, mich erblickt hatte — da wollte es der Zufall, daß vier Rehe, welche von den anderen Männern wohl aufgescheucht waren, an mir und ihnen vorüberliefen, diese hatten sie erblickt, diese beschäftigten ihre Aufmerksamkeit ganz und gar, und sie gingen an mir vorüber, ohne mich gefunden zu haben! Ich lachte leise hinter ihnen her und begab mich nun nach dem landsberger und friedeberger Kreise, hielt mich meistens in den wildenower Forsten auf und machte während der Nächte von hier aus meine Streifzüge. Ich hatte um diese Zeit die Absicht, auf dem Gutshofe zu Wormsfelde einen Einbruch auszuführen und begab mich am 13. April 1858, also etwa fünf Wochen nach meiner Vertreibung aus meiner pyritzer Höhle nach Wormsfelde. Ich war beim Dunkelwerden aufgebrochen und sah, als ich an dem See vorüberkam und der Gutshof in der Ferne vor mir lag, daß es noch zu früh war, ich mußte noch einige Stunden warten, um Mitternacht erst wollte ich mich an meine Arbeit machen."

„Da bemerkte ich den herrschaftlichen Backofen, der etwa 35 Schritte von dem See entfernt liegt, und beschloß, weil es kalt und unfreundlich war, in ihm die tiefe Nacht abzuwarten, es war warm und geschützt in dem Raume und ich öffnete daher die nur angelehnte Thür, um hineinzukriechen — da faßte ich auf den Fuß eines Menschen — ich erschrak heftig, war aber sofort entschlossen, zu sehen, wer vor mir den Platz im Backofen eingenommen hatte! Ich erkannte nun an der Stimme und den Kleidern, daß eine Frau in dem finsteren Raume lag! Das kam mir gelegen, vielleicht ließ sich mit dieser ein Liebesverhältniß anknüpfen!"

„Konnten Sie denn die Frau erkennen?" fragte der Untersuchungsrichter.

„Ich komme nun zu dem Geständniß meines ersten Mordes," antwortete Masch, „eines Mordes, von dem Sie noch gar nichts wissen, denn die alte Bettlerin Wall wurde nach wenigen Tagen als Selbstmörderin begraben!"

Auch diese Aussage des Masch machte natürlich bei dem Gerichtshofe Aufsehen! Es wurden sofort Nachforschungen angestellt und dieselben ergaben, daß die alte Bettlerin Wall aus Altenfließ, eine dem Trunke und dem Landstreicherleben ergebene Person, damals ohne vorhergegangene Obduction beerdigt worden war.

„Ich kroch zu ihr in den Backofen," fuhr Masch fort, „und sagte ihr, daß wir den warmen Platz für die Nacht ja theilen könnten. Sie war damit einverstanden. Als ich ihr jedoch Anträge machte und mich ihr näherte, kamen wir in Streit! Sie wurde laut und wollte den Backofen verlassen. Da packte ich sie, warf sie zur Seite und drückte ihr mit beiden Daumen die Kehle ein. — „Mann — Mann, was thust du" — ächzte sie noch — dann war sie erwürgt und wehrte sich nicht mehr, so daß ich nun mit ihr machen konnte, was ich wollte. Gegen Mitternacht, als ich sah, daß sie kein Lebenszeichen mehr von sich gab, zog ich sie aus dem Backofen, lud sie auf meine Schulter und warf den Leichnam in den See. Reue oder Vorwürfe habe ich nicht empfunden, ich hatte draußen im Freien in der Erwürgten die alte, liederliche Bettlerin erkannt, und ich sagte mir, daß Niemand an einen Mord denken werde — und so geschah es auch! Ich führte noch in derselben Nacht den beabsichtigten Diebstahl in Wormsfelde aus und zog dann fort. Nach diesem ersten Morde war es mir klar, daß es am besten war, wenn ich mich auch fernerhin stets der lästigen Personen durch den Tod entledigte, um meine Zwecke zu erreichen. Die nächste That ließ denn auch nicht lange auf sich warten, und da auch sie unentdeckt blieb, wurde ich immer dreister und entschlossener! Ich will nun einen Mord eingestehen, von dem die Gerichte ebenfalls bisher nichts wissen, da die Ermordete damals nach wenigen Tagen als vom Schlage getroffen beerdigt wurde!"

Man wird ermessen können, daß diese Worte des fürchterlichen Raubmörders die bisherige Sensation bei den Behörden nur noch vermehrte, und daß selbst die Richter mit Furcht und Schrecken auf ihn blickten! Welche Reihe entsetzlicher Unthaten hatte dieser Verbrecher mit kaltem Blute verübt! Welche Schreckensbilder entrollte er ohne Rührung und Reue vor den staunenden Beamten!

„In der Nacht vom 6. zum 7. August 1858 war es, als ich den nächsten Mord beging. Ich war in die Nähe von Berlinchen gekommen und gelangte am Abend des 6. August nach dem Gute Albertinenburg, welches dem Gutsbesitzer Neumann gehört, in der Absicht, dort einen Diebstahl auszuführen. Als ich das herrschaftliche Gehöft umschlich, sah ich vom Garten aus in einem Zimmer des Erdgeschosses ein Mädchen bei einem Licht am Tische sitzen und im Gesangbuche lesen. Sie war allein in dem Zimmer, ich konnte sie genau beobachten und hielt sie für die Wirthschafterin des Gutshofes, so daß ich Geld bei ihr vermuthete. Ich beschloß daher, sie zu bestehlen, als sie sich aber auszuziehen begann, und ich sah, daß sie hübsch, jung und kräftig war, beschloß ich, sie mir ganz zu eigen zu machen und im Nothfall zu erwürgen. Sie löschte das Licht aus und legte sich zu Bett. Nun wartete ich, bis ich annehmen konnte, daß sie eingeschlafen war, da stieg ich durch ein offenstehendes Fenster, welches zwar Traillen hatte, in das daneben liegende unbewohnte Zimmer, schlich mich aus diesem in die Hausflur und gelangte dann in das Schlafgemach des Mädchens. Im Hause war alles längst still. Ich schlich mich zu dem Bett der fest Schlafenden, zog das Zudeck zurück und packte nach ihrer Kehle, dann knieete ich auf ihren Armen, damit sie sich nicht wehren konnte, und erwürgte sie wie die alte Bettlerin Wall. — „Hu," ächzte sie, „mein Gott!" — dann gab sie ihren Geist auf, und ich hatte sie ganz in meiner Gewalt. Ich stieg sodann wieder vom Bett, zündete Licht an und durchsuchte die Kommode und die Kleidertaschen der Ermordeten, alles was ich an Geld fand, waren $1\frac{1}{2}$ Silbergroschen, diese nahm ich mit, die Sachen ließ ich unberührt."

„Wer war dieses Mädchen, das Sie erwürgt hatten?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Ich hörte nachher zufällig, daß sie Henriette Fehlhaber hieß und die Tochter des Stellmachers Fehlhaber zu Blankensee war. Niemand dachte an einen Mord. Der Doctor aus Berlinchen, den sie nach Albertinenburg geholt hatten, meinte, daß die Ermordete am Schlagfluß gestorben sei, welcher ihr das Genick abgestoßen habe! Mich hatte auch hier Niemand gehört und gesehen, ich eilte ungehindert fort und empfand auch diesmal weder Reue noch Unruhe.“

„Von Berlinchen wandte ich mich nun, nachdem ich bei einem Einbruch in den Besitz eines Gewehrs gekommen war, nach den Leuenburg-Haidekruger Forsten, machte einen Streifzug bis in die Nähe Berlins, hauptsächlich nach Moabit und kehrte dann wieder in die genannten Wälder zurück, indem ich die Absicht hatte, an der durch den Forst führenden Landstraße auf die Fuhrleute aufzupassen, welche dieselbe oft passirten. Zwischen Strausberg und Heckelberg lag ich Nächte hindurch an der Chaussée und wartete auf vorüberkommende Handelsleute. Am 10. September war ich zwischen Tiefensee und Leuenberg. Ich näherte mich, als die Nacht anbrach, der Landstraße und hörte bald das Geräusch eines herankommenden Wagens. Schnell trat ich hinter einen starken Baumstamm. Die Nacht war nicht ganz finster, so daß ich bald das Fuhrwerk genau sehen konnte. Der mit zwei Pferden bespannte, leere Wagen kam langsam näher. Ich sagte mir, daß der Handelsmann mit dem Erlös seiner in Berlin verkauften Fuhre nach Hause zurückkehrte, und daß er eingeschlafen sei. Ich sah dann noch an den Pferden und an dem Wagen, daß der Fuhrmann Wilhelm Wattrow aus Neu-Tornow derjenige war, den ich nun auf das Korn nahm. Mit angelegtem Gewehre trat ich an den Wagen und feuerte es auf die Stelle ab, an welcher der Schlafende sitzen mußte. Die Pferde, welche der Schuß erschreckt hatte und welche vielleicht auch von einigen Schrotkörnern getroffen waren,

zogen plötzlich stark an und eilten im schnellsten Lauf davon, so daß ich nicht folgen konnte."

„Bald nach dieser Zeit begab ich mich nach Haselberg bei Wriezen, um in diesem Dorfe einen Einbruch auszuführen. Ich wußte, daß in dem Hause des Tischlermeisters Lauersdorff ein Handelsmann wohnte, welcher nicht allein stets Geld, sondern auch Werthsachen besaß. An einem Septemberabend umschlich ich das Haus, und als ich mich überzeugt hatte, daß es in demselben still geworden war, zerbrach ich eine Kellerfensterscheibe, kroch durch die Eisenstangen und gelangte aus dem Keller in die Hausflur. Leise öffnete ich eine der Thüren und trat in ein Zimmer, in welchem ich den Handelsmann vermuthete. Ich erblickte mehrere Betten, trat zu einem derselben und sah einen schlafenden Mann vor mir, als ich ihn aber eben erschlagen wollte, drangen Husten und Geräusch aus der Nebenstube an meine Ohren, und ich entfloh, nachdem ich noch gesehen hatte, daß ich mich in dem Zimmer des Tischlermeisters Lauersdorff befunden hatte."

Welch ein Gefühl muß die Betheiligten ergriffen haben, als sie später aus diesem Geständniß erfuhren, wie nahe sie ahnungslos dem Tode durch Ermordung gewesen waren.

„In Hohenziethen war es das einzige Mal, daß ein Hund mich von der Ausführung meiner That abhielt. Ich wollte daselbst bei dem Inspector Wellenthin einbrechen und Geld nöthigenfalls mit Gewalt rauben — er hatte aber seinen Hund bei sich im Zimmer und die Wachsamkeit desselben verjagte mich, da der Inspector, durch das wüthende Gebell gewarnt, sein Bett verlassen hatte."

„In der Nacht zum 8. October wanderte ich auf der von Bernstein nach Dölitz führenden Chaussée hin. Ich hatte mein Gewehr unter dem Rock versteckt bei mir und sann eben über die Mittel und Wege nach, mir Geld zu verschaffen, als ich an einem Chausséehause vorüberkam und noch Licht in dem Raume unten bemerkte. Da kam mir sofort der Gedanke, einen Raubanfall auf die Kasse des Einnehmers zu

machen. Das Haus lag vereinsamt da, kein Mensch war auf der Chaussée weit und breit zu erspähen — tiefe Stille herrschte rings — schnell entschlossen trat ich zu dem großen Fenster und blickte in die Stube. Der Einnehmer und sein Kind lagen in dem einen, seine Frau in einem andern Bett. Mein Gewehr war mit Schrot und Rehposten immer geladen zum Schusse fertig. Ich machte mir schnell ein Gestell draußen zurecht, um sicherer auf den Einnehmer zielen zu können und hatte im Gedanken das Geld der Kasse schon in meiner Tasche!"

„Da als ich den Schuß auf den schlafenden Mann abgefeuert hatte, und sah daß er schwer verwundet war, als seine Frau aufsprang, um ihm zu Hülfe zu eilen und ich eben in das Haus dringen wollte, um den schwer Verwundeten völlig zu tödten, vernahm ich ganz in der Nähe Tritte. Ich mußte vor Wuth knirschend meinen Plan aufgeben und entfloh über das Feld."

„Nunmehr kam der Winter heran und ich mußte daran denken, mir einen geschützten Aufenthaltsort zu schaffen. Ich hatte zwar in der Nähe des Dorfes Trampe bei Soldin einen unbenutzten Ziegelbrennofen aufgefunden und einige Zeit lang benutzt, ich durfte aber in demselben nicht Feuer machen und war außerdem fortwährend in demselben der Gefahr ausgesetzt, aufgefunden zu werden. Ich beschloß daher mir in dem dertzower und wildenower Forst eine neue Höhle zu bauen. Sofort machte ich mich an die Arbeit und im November war ich bereits so weit gediehen, daß ich in dem Loche Schutz gegen das Unwetter finden und auch die gestohlenen Sachen unterbringen konnte. Am 15. November, als ich von meiner nächtlichen Arbeit ermüdet, mich in einiger Entfernung von der für meinen Winteraufenthalt ausgewählten Stelle an einem Gebüsch hingelegt hatte und eingeschlafen war, betraf mich im wildenower Forstreviere der Förster Topp. Er weckte mich und forderte mich auf, mitzugehen, damit meine Persönlichkeit festgestellt werde. Das paßte mir ganz und gar nicht, um aber nicht aufzufallen und einen ruhigen Entschluß fassen zu können, that ich so, als ob ich ihm willig folgte. Er brauchte

nur den Sack zu öffnen, der neben mir gelegen hatte und den ich nun auf die Schulter nahm, dann hätte er gleich gewußt, wer ich war, denn in dem Sack befanden sich Stemmeisen, Nachschlüssel und Brechstangen. Ich sann, während ich neben ihm ging und ihn schielend betrachtete, ob ich ihn angreifen und erschlagen sollte, es konnten aber Holzfäller in der Nähe sein. Ich zog es daher vor, zu entfliehen, warf ihm den schweren Sack vor die Füße und entkam glücklich."

„Es schien mir nun nicht rathsam, nach der angefangenen Höhle zurückzukehren, da ich nicht wissen konnte, ob dieselbe nicht gefunden und in aller Stille besetzt war, ich verließ daher den friedeberger Kreis und beschloß, mich nach Dertzow zu wenden. Ich hatte große Lust, meinen Bruder um ein Obdach anzusprechen, aber ich hielt mich bei ihm nicht für sicher und wollte ihn auch nicht in Gefahr bringen. Da erstieg von neuem der Gedanke in mir, durch einen lohnenden Einbruch mir eine ansehnliche Geldsumme zu verschaffen und dann ganz fort zu gehen, womöglich nach Amerika. Mir fiel ein, daß die Kirchen ganz unbewacht seien, und daß in ihnen oft Geldvorräthe aufbewahrt werden, ich beschloß daher die Kirche zu Großlatzkow zu berauben und führte meinen Plan in einer finstern und stürmischen Novembernacht auch aus, aber ich fand meine Erwartung nicht bestätigt. Nur das Kirchengeräth fand ich in einem hinter dem Altar stehenden Kasten, und da dasselbe mir nicht einmal echt zu sein schien, auch schwer zu verkaufen war, ließ ich es stehen und verließ die Kirche wieder."

„Es war nun so kalt, daß ich mir um jeden Preis einen Aufenthaltsort suchen mußte, in welchem ich wenigstens gegen Regen und Schnee geschützt war. Da kam ich in die Nähe des Vermlings-Kanals, welcher den Vermlingssee mit dem Dertzower See verbindet; er ist einige hundert Schritte lang und ich fand, daß er etwa 2½ Fuß hoch und 2 Fuß breit war. Wegen des damaligen niedrigen Wasserstandes in den Seeen war der Kanal wasserfrei und ich wollte in ihm für den

Winter mein Quartier aufschlagen, indem ich mir sagte, daß ich an diesem Orte vor jeder Verfolgung und Entdeckung sicher war."

„Am oberen Ende war es mir unmöglich in den Kanal zu gelangen, da ich hier nur kleine Oeffnungen fand, durch die ich nicht hineinkommen konnte. Ich ging nun nach dem unteren Ende, das allerdings auch mit eisernen Traillen versehen war, diese aber waren für mich niemals ein Hinderniß. Ich bog zwei Stangen etwas auseinander und konnte nun mich mühsam hindurchdrängen. Innerhalb des Kanals konnte ich kaum aufrecht sitzen, wie viel weniger gehen, ich mußte kriechend mir eine Stelle aufsuchen, an welcher der Schlamm, der gefroren war, am niedrigsten stand. Das Eis, auf dem ich nun lag, und die kalten, aus Feldsteinen bestehenden Wände bewirkten, daß ich fast erstarrte, ich suchte mir den Aufenthalt aber so viel wie möglich zu verbessern, indem ich mich reichlich mit Kleidungsstücken, Decken, Lebensmitteln und Wein versorgte."

„Es gelang mir, mich einigermaßen zu verproviantiren, bevor Schnee fiel, denn sobald dieser rings lag, konnte ich, ohne mich durch meine Fußspuren zu verrathen, den Kanal nicht verlassen, in welchem eine fast unerträgliche Kälte und eine stickige, schlechte Luft herrschte, so daß ich diesen Aufenthalt verwünschte. Ich entfernte zwar den gefrorenen Schlamm von der Stelle, welche ich zu meinem Lager ausgesucht hatte, legte Decken unter und bewickelte mich mit Kleidungsstücken, trotzdem war nicht allein die Kälte, sondern auch der Umstand, daß ich fortwährend liegen mußte, fürchterlich. Wenn es irgend ging, kroch ich aus diesem schrecklichen Kerker, um mich draußen zu recken und zu erholen, aber die Furcht, gesehen und aufgefunden zu werden, trieb mich immer wieder in den Kanal."

„Da, eines Tages, als es geschneit hatte, und ich daher meinen Versteck nicht verlassen konnte, hörte ich fernes Hundegebell. Ich war nun doppelt froh darüber, daß ich nicht draußen war, und daß im Schnee sich keine Fußspuren befanden. Bald kam das Gebell näher und

näher — die Hunde schienen sich gerade den Eingang des Kanals aufzusuchen — auch Stimmen hörte ich bald! Ich kroch vorsichtig bis zu den Eisenstangen — da sah ich in geringer Entfernung den Besitzer eines naheliegenden Gutes mit einem anderen Manne näher kommen, sie schienen auf die unruhig umherschnuppernden Hunde aufmersam geworden zu sein, welche trotz des Schnees ohne Zweifel meine Spur entdeckt hatten, da sie gerade auf den Eingang des Kanals zukamen."

„Ich erkannte sofort die Gefahr, in der ich schwebte, kauerte mich in der Nähe der Stäbe nieder und hielt ein langes Messer bereit, um den ersten Hund, der mich finden und angreifen würde, niederzustoßen. Ich hatte keineswegs die Absicht, mich zu ergeben, sondern mich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen."

„Immer näher kam das Gebell — da sah ich, daß die Hunde schnuppernd in den Kanal traten und sich den Eisenstäben näherten. Die beiden Männer forderten die Thiere auf, tiefer in den Kanal zu dringen. Ich athmete kaum — zusammengekauert, mit erhobenem Messer lauernd, so saß ich in dem finsteren engen Raume, in jedem Augenblick bereit, den ungleichen Kampf zu beginnen — auch die beiden Männer traten dicht an den Kanal und sahen hinein, da nun aber die Hunde umkehrten und in dem Tunnel eine tiefe Finsterniß herrschte, so daß Niemand mich erblicken konnte, kehrten sie wieder um. Sie hatten auch wohl nicht geglaubt, daß sich ein Mensch in dem niedrigen, engen Kanal befand, sondern jedenfalls an ein Thier gedacht, das sich hier verkrochen hatte. Die Hunde aber schienen in dem Dunstgeruche die Spur, welche sie verfolgt hatten, verloren zu haben. Ich athmete wieder auf, als sie sich mehr und mehr entfernten. Der schrecklichste Winter meines Lebens war es, den ich hier in dem Vermlingskanal zubrachte, und ich freute mich, als endlich das Eis schmolz und der Frühling wieder anbrach. Der Aufenthalt in diesem Raume hatte die Absicht, mir eine neue Höhle zu bauen, so in mir befestigt, daß ich mich sofort, als ich beim Eintreten des Thauwetters den Kanal verließ, an die Arbeit machte. Ich begab mich in den

warsiner Forst und suchte mir hier am Abhange eines Hügels an einer dichten, fast nie von Menschen betretenen Schonung eine passende Stelle aus und dann holte ich mir in den nächsten Nächten alles zusammen, was ich zu dem unterirdischen Bau brauchte. Ich hatte durch meine pyritzer Höhle schon mancherlei Erfahrungen gemacht, die ich nun bei der Herrichtung der neuen Höhle verwerthete. Ich arbeitete in jeder Nacht, wenn ich nicht auf einen Einbruch auszog, während des ganzen Sommers ungestört an dieser unterirdischen Wohnung und hatte sie bald soweit fertig, daß ich wieder in ihr mein gestohlenes Gut sicher unterbringen konnte. Ich hatte ziemlich dieselbe Bauart angewandt wie früher, nur war ich noch vorsichtiger und sorgfältiger zu Werke gegangen, auch baute ich alles sicherer und fester. Das Wohnzimmer machte ich zehn Fuß lang und sechs Fuß breit, die Seitenwände fütterte ich gehörig mit Holz aus, versah die Decke mit Brettern, welche auf starken, querüberliegenden Baumstämmen ruhten. Oberhalb der Erde ebnete ich den Boden, bepflanzte ihn mit Bäumen, Gebüschen und Moos und überzeugte mich, daß sie durch nichts von der übrigen Erdfläche rings sich unterschied. Zwei senkrecht in die Erde führende Löcher an zwei verschiedenen Seiten dienten mir zum Ein- und Ausgang. Diese Löcher verbarg ich, indem ich sie durch Bretter verschloß, welche oben mit Moos und Laub bedeckt waren und wie Deckel aufgehoben und zugemacht werden konnten. Außerdem sorgte ich mit Hülfe von Blechröhren für drei Luftlöcher, welche ich so anlegte, daß sie dicht an den Wurzeln der Bäume oder Gebüsche sich befanden und den Löchern der Feldmäuse glichen. Eine vierte, größere Röhre diente mir als Rauchfang, da ich auch in dieser Höhle mir einen Kamin angelegt hatte; während des Tages verschloß ich diese Röhre ebenfalls durch einen Moosdeckel, da ich immer nur Nachts kochte und Feuer anmachte."

„Als der Herbst des Jahres 1859 herankam, war ich mit meiner Arbeit soweit, daß ich getrost dem Winter entgegensehen konnte. Ich sorgte nun, indem ich wieder Streifzüge unternahm, für Lebensmittel und Geräthschaften aller Art und war bald besser eingerichtet, als damals in der

pyritzer Höhle. So sah ich denn mit Ruhe und Zufriedenheit auf mein Werk und fühlte mich bei dem Gedanken, für die kalte Jahreszeit einen solchen Zufluchtsort zu haben, behaglich, ja ich befand mich in meiner Höhle lieber, als in einem Hause!"

„Daß sie sicher, fest und unauffindbar war, bewies mir bald der Umstand, daß Forstbeamte wiederholt über sie fortschritten, ohne etwas von ihrem Vorhandensein zu bemerken."

„Diese Höhle diente mir fast zwei Jahre lang als Wohnung. Von hier aus machte ich meine Einbrüche, hierher brachte ich alles, was ich bei denselben erlangte. Oft war ich tagelang fort, dann zog es mich schon wieder zurück zu ihr. Ich hatte allmählich in ihr alles, was ich zum Leben brauchte, ja auch überflüssige Dinge: Bücher, um im Winter zu lesen, Karten und Würfel, um mir die Zeit zu vertreiben und, wenn ich einmal mit meinem Bruder zusammentraf, zu spielen, Wein und Lebensmittel aller Art im Ueberfluß, Betten, Kleider und Wäsche aller Art, dann Handwerkszeug, drei Beile, mehrere Stemmeisen, Dietriche und Feilen, Pulver, Posten, Kugeln und Zündhütchen."

„Hin und wieder benutzte ich noch jetzt bei meinen Streifzügen den Brennofen bei Trampe, theils um in ihm zuweilen zu schlafen, theils um Beute in ihm aufzuheben, wenn ich nicht alles gleich nach der Höhle schaffen konnte."

„Da bemerkte ich um diese Zeit, daß man Miene machte, diesen Brennofen abzureißen! Das ärgerte mich, außerdem fürchtete ich, daß man durch das Auffinden der in demselben verborgenen gestohlenen Sachen irgendwie auf meine Spur kommen könne, und da entschloß ich mich schnell und steckte im Juli 1860 den Brennofen an, bevor man dazu kam, ihn abzureißen. Dann kehrte ich nach meiner warsiner Höhle zurück, die nun mein einziger Aufenthaltsort wurde."

„Während des Sommers im Jahre 1860 machte ich dann noch von meiner Höhle aus Streifzüge nach allen Seiten hin und immer kehrte ich, ohne daß mich Jemand sah und hinderte, beladen mit allerlei ge-

stohlenen Sachen heim, so daß sich meine Vorräthe aufhäuften und ich mich sozusagen eines wahren Reichthums rühmen konnte. Um diese Zeit fiel mir ein, daß ich ohne Zweifel einen lohnenden Fang machen konnte, wenn ich dem zu Stölpchen in der Nähe von Bärwalde liegenden Pachtkruge einen Besuch abstattete. Die inneren Räumlichkeiten des Kruges waren mir bekannt, ich hatte denselben wiederholt betreten und schon einmal den Versuch gemacht, daselbst einzubrechen, war damals aber verscheucht worden. Nun hatte den Krug Martin Brandt, der Sohn des verstorbenen Kirchenlandpächters Brandt zu Bärwalde gepachtet, und ich wußte, daß er mit seiner Frau allein das Haus bewohnte und die Wirthschaft versah, auch wußte ich, daß Martin Brandt durch einige günstige Verkäufe in dem Besitz größerer Geldsummen sein mußte — diese wollte ich mir holen!"

„Am 8. September Abends traf ich in Stölpchen ein. Ich ging nicht in den Krug, sondern hielt mich versteckt, bis es finster geworden war. Ich bemerkte, daß Emilie Brandt, des Krügers Frau, allein zu Hause war und hoffte schon, daß ihr Mann die Nacht fortbleiben werde — da kam er aber noch spät zurück. Ich sah, wie sie beide die Wirthschaft besorgten und dann zu Bett gingen. Als das Licht verlöscht war und tiefe Stille im Dorfe und im Kruge herrschte, umschlich ich das Haus, um mir den besten Platz zum Einsteigen auszusuchen, und als um Mitternacht Alles in tiefem Schlafe lag, versuchte ich erst an der Hinterseite des Hauses durch ein Fenster einzusteigen. Das ließ sich nicht machen. Ich öffnete nun auch noch ein kleines Fenster an der Seite des Hauses, aber auch hier paßte mir das Einsteigen nicht. Zuletzt machte ich mit einem Stemmeisen ein Fenster an der Vorderseite auf, stieg durch dasselbe in das Haus, öffnete mir vor allen Dingen auch noch die Hausthür, um auf eine schnelle Flucht vorbereitet zu sein, und zündete mir dann Licht an."

„Da, als ich durch die Hausflur nach der Küche schlich, bellte der kleine Hund der Brandt'schen Eheleute. Ich hörte, daß er durch Zurufe beruhigt wurde, wartete einige Augenblicke und holte mir dann ein Beil aus der Küche. Leise schlich ich mich nun durch die Gaststube nach der

Kammer hinten, in welcher die beiden Eheleute schliefen. Bevor das Gebell des Hundes sie erwecken und munter machen konnte, schwang ich das Beil nach dem Kopfe des Mannes, dann nach dem der Frau und wiederholte die Schläge, bis sie nur noch röchelten. Der Spitz hatte sich verkrochen. Ich nahm nun eine doppelt zusammengelegte Bettdecke, hing sie vor das Fenster der Schlafkammer, damit Niemand den Schein des Lichts, das ich angezündet hatte, und den Todeskampf der Sterbenden sehen konnte und schloß die Thür nach der Gaststube. Dann erst ergriff ich ein scharfes Messer und durchschnitt den mit dem Tode Ringenden die Hälse. Nun konnte ich ungestört den Raub ausführen. Ich durchsuchte ungehindert und ohne Reue oder Gewissensbisse beim Anblick der Ermordeten zu fühlen, das Bett, die Kommode und die Schränke der Wohnstube, ich zog die Leichen aus den Betten und schändete den Körper der Frau. Alles Geld, was ich fand, betrug kaum sieben Thaler, ich hatte auf mehr gerechnet, da am 1. October die Pacht bezahlt werden mußte und Brandt das Geld dazu schon beisammen hatte, aber ich fand nicht mehr. Ich nahm noch eine Pistole, eine Flasche mit Branntwein und eine Hand voll Cigarren mit mir, dann verließ ich den Krug, eilte hinten über das Feld fort und hatte bereits den Wald erreicht, als es zu dämmern begann. Ich erkläre, auch diesen Mord ganz allein und ohne jede fremde Hülfe ausgeführt zu haben!"

„Sie waren mit Karl Liebig, dem Bruder der Frau Brandt bekannt," unterbrach ihn der Untersuchungsrichter, „die Anklage beschuldigt denselben der Theilnahme an dem Doppelmorde, und die Untersuchung weist dieselbe auch nach — was haben Sie dagegen anzuführen?"

„Karl Liebig ist unschuldig! Ich kannte ihn allerdings, aber weder er noch ein Anderer außer mir ist bei der Ermordung thätig gewesen!" antwortete Masch.

„Es ist aus dem Brandt'schen Schlafzimmer eine silberne Taschenuhr verschwunden, Sie haben dieselbe nicht genommen, es muß daher außer Ihnen noch Jemand in der Mordnacht in dem Kruge gewesen sein!"

„Ich habe weder eine Taschenuhr gesehen, noch sie genommen!“ antwortete Masch, „es ist sehr leicht denkbar, daß einer der Neugierigen, welche am Morgen in den Krug kamen, um die Leichen zu sehen, die Uhr entwendet hat, in der Annahme, daß niemand anders denken würde, als daß der Mörder sie geraubt! Ich habe keinen Gehülfen gehabt, ich hätte einem solchen nie getraut und hätte auch die Leiche nicht in Gegenwart eines Andern geschändet! Bei allen meinen Mordthaten habe ich mich vor Mitwissern gehütet und Niemanden in meine Pläne eingeweiht. Bei dieser Aussage werde ich bis zu meinem letzten Augenblick bleiben. Karl Liebig ist an der Ermordung der Brandt'schen Eheleute ebenso unschuldig, wie der Dienstknecht Friedrich Behling aus Augusthof an dem Morde der Caroline Zipperling aus Adamsdorf. Ich werde nun mein offenes Geständniß auch über diese That ablegen.“

„Etwa sechs Wochen waren nach dem zu Stölpchen verübten Morde vergangen, als ich etwa um die Mitte Octobers 1860 meine Höhle verließ, um in Adamsdorf einen Einbruch auszuführen. Ich hatte mich nicht allein mit den nöthigen Waffen und Werkzeugen, sondern auch mit Proviant für zwei Tage versehen und trat auf möglichst einsamen Waldstegen meine Wanderung an. Es war an einem Sonntage, ich besinne mich jetzt ganz genau, denn als ich in der Nähe einiger Dörfer vorüberkam, hörte ich die Glocken läuten.“

„Am Abend kam ich auf die Soldin und Lippehne verbindende Chaussée und sah eine ländlich gekleidete Frauensperson, die Caroline Zipperling aus Adamsdorf, vor mir, welche schnell weiterschritt, wahrscheinlich um noch vor einbrechender Nacht das Dorf zu erreichen. Das Mädchen gefiel mir, ich gesellte mich daher zu der Zipperling und knüpfte ein Gespräch mit ihr an. Sie kannte mich nicht und ahnte nichts Böses. Als ich sie eine ganze Strecke begleitete, erzählte sie mir, daß sie aus Soldin komme, wohin sie den Behling begleitet habe und daß sie nun zu ihren Eltern nach Adamsdorf zurückwolle. Ich fragte sie, ob sie nicht meine Liebe während der Abwesenheit Behling's annehmen wolle, und als

sie meine Anträge ernstlich zurückwies, packte ich sie, wie früher die Emilie Frank, am Halse und drückte ihr mit beiden Daumen so lange die Kehle zu, bis sie die Besinnung verloren hatte, dann schlang ich ihr eine starke Schnur, welche ich bei mir hatte, um den Hals, zog dieselbe zu und schleifte das Mädchen, als es erstickt war, in einen wasserleeren Graben seitwärts von der Chaussée. Dort schändete ich auch diese Leiche, ließ sie alsdann, ohne Reue oder Mitgefühl zu empfinden, liegen und ging Nachts nach Adamsdorf, wo ich meinen beabsichtigten Einbruch ausführte. Auch bei diesem Morde habe ich weder einen Gehülfen, noch einen Zeugen gehabt!"

„Ihr Bruder Martin hat aber eingestanden, daß er mit Ihnen, als Sie die warsiner Höhle bewohnten, fortwährend in Verbindung gewesen sei, wollen Sie auch das leugnen?" fragte der Untersuchungsrichter.

„Nein, mein Bruder sowohl wie seine Frau besuchten mich wiederholt in der Höhle, es war zu diesem Zweck ein Zeichen unter uns verabredet worden, so daß ich sofort hörte und wußte, wenn Martin oder Charlotte in der Nähe waren. Sie wohnten damals in Schönow, und ich versorgte sie oft mit Lebensmitteln und dergleichen, wofür meine Schwägerin mir die Wäsche besorgte. Zuweilen brachte sie mir auch ordentlich zubereitete Speisen in die Höhle, da ich in derselben doch nur mangelhaft kochen konnte. Sie leistete mir auch oft stundenlang Gesellschaft und es war mir dann, als wäre sie meine Frau. Ich gab ihr am Abend, wenn sie wieder nach Schönow zurückkehrte, etwas Geld oder Wäsche oder Fleisch mit, was ich gerade übrig hatte. Martin war noch vorsichtiger und besuchte mich nur Nachts oder Sonntags, da er immer auf Arbeit war und außerdem immer beobachtet wurde. Zuweilen ging auch ich in nächtlicher Stunde nach Schönow und kehrte, nachdem ich alles rings umher genau untersucht hatte, im Hause meines Bruders ein, brachte Wein oder Lebensmittel mit und entfernte mich gewöhnlich schon nach kurzer Zeit!"

„Ihr Bruder hat ausgesagt, daß er hin und wieder dann mit Ihnen

zusammen seine Wohnung in Schönow heimlich Nachts verlassen habe, was haben Sie darüber zu sagen?" fragte der Untersuchungsrichter.

„Ich ließ ihn einige Male an Diebstählen theilnehmen," antwortete Masch, bei denen ich mir eine Beute versprach, welche ich allein weder fortschaffen, noch brauchen konnte. Von diesen Diebstählen mögen sich auch die Sachen herschreiben, welche im Hause meines Bruders gefunden worden sind, außerdem schenkte ich ihm auch vieles!"

„Im Frühjahr des Jahres 1861, als ich den Brennofen bei Trampe als Absteigequartier entbehrte, sah ich mich nach einem andern solchen um, und auf meinen Wanderungen fand ich in der Nähe von Trampe ein altes, unbewohntes Forsthaus. In diesem beschloß ich zu bleiben, wenn der Weg nach der warsiner Höhle mir zuweit war. Ich hatte mich genügend überzeugt, daß das einsame, mitten im Walde liegende Haus ganz unbenutzt und unbeachtet war, es war zum Theil verfallen und ganz ohne Fenster, die bei Erbauung einer neuen Försterei verwendet worden waren. Auf dem Boden dieses Hauses blieb ich oft einen oder zwei Tage und machte von hier aus meine Streifzüge."

„Bei einem solchen Ausfluge hatte ich, als ich eines Abends einen Krug besuchte, in demselben mit einigen Bauern aus der Umgegend auch den Müller Baumgardt aus Chursdorf gesehen und gehört, daß er ein wohlhabender Mann war. Seit jenem Abende verfolgte mich unaufhörlich der Gedanke, daß eine Beraubung des Müllers besonders lohnend sein müsse. Ich vernahm noch außerdem, daß Baumgardt im Begriff sei, ein neues Grundstück zu kaufen und sagte mir, daß er somit gerade um diese Zeit im Besitz einer bedeutenden baaren Summe sein mußte."

„Das alte, verfallene Försterhaus war der Mühle weit näher, wie meine Höhle es war, darum blieb ich anfangs Mai dieses Jahres fast immer auf dem Boden dieses einsamen Hauses, den ich mittlerweile auch zum Stapelplatz für mancherlei gestohlene Dinge benutzte, ich hatte dort Wein und Rum, ferner Kleider und Betten, außerdem aber auch Handwerkszeug aller Art, Messer, Beile, Stemmeisen, ferner hatte ich

mein doppelläufiges Gewehr bei mir, an dessen Ende ich meinen Dolch als Bajonnet anbrachte."

„Fünf Tage vor Ausführung der That, an einem Sonntage, ging ich ganz frei und offen nach Chursdorf, um mir das Müllerhaus, die Mühle und das Gehöft genau anzusehen, ich beobachtete alles ganz ungestört und ohne aufzufallen und ging auch am folgenden Abend noch einmal nach dem Dorf. Ich fand, daß die Sache keine großen Schwierigkeiten bieten konnte, da das Haus mir nur von dem Müller, seiner Frau und einer Magd bewohnt zu sein schien — von den übrigen Personen, von den Kindern, wußte ich vorher nichts. Ich hatte die Absicht, die drei mir bekannten Bewohner des Hauses umzubringen, um sicher und ungestört mich in den Besitz des Geldes setzen zu können, das mich unwiderstehlich anlockte, so daß ich gar keine Ruhe mehr hatte."

„Am Freitag, den 10. Mai, wollte ich meine That ausführen. Ich hatte von meinem Vorhaben weder meinem Bruder noch irgend einem Andern Mittheilung gemacht, ich ging ganz allein am Abend des 10. Mai nach Chursdorf und wollte auch ohne jede fremde Hülfe die Ermordung der in dem Müllerhause wohnenden Personen ausführen, deren Zahl ich auf nur drei annahm. Hätte ich gewußt, daß sich noch drei Kinder und oben der Bäckergeselle in dem Hause befanden, so würde ich vielleicht gezögert haben, die That allein auszuführen, so aber hatte ich von diesem Umstande keine Kenntniß."

„Gegen 10 Uhr langte ich an dem Gehöft in Chursdorf an. Ich sah noch Licht in dem Hause und hielt mich daher noch fast zwei Stunden hinten auf dem Felde auf. Von der Landstraße aus durch die Hausthür wollte ich mir nicht Eingang verschaffen, ich war vielmehr entschlossen, von der hinteren Seite in das Haus zu dringen. Ich zog mir auf dem Felde meine Stiefel aus, ließ sie stehen und vergaß, mir die Stelle genau zu merken, so daß ich nach vollbrachter That lange in großer Sorge nach ihnen umhersuchen mußte. Nun stieg ich über den Zaun in den Hof. Die Hunde schlugen an, ich verscheuchte sie leicht

durch einige Steinwürfe und ging dann nach dem vorderen Thorweg, um ihn für jeden Fall bei meiner Flucht offen zu haben und benutzen zu können."

„Alsdann suchte ich mir eine Holzstange, verbog die Traillen des einen Kellerfensters und stieg rückwärts vorsichtig in den Keller hinab, indem ich mein zu einem Bajonnet hergerichtetes Doppelgewehr nachzog. Ein Beil trug ich im Gürtel."

„Aus dem Keller gelangte ich, die Treppe hinaufsteigend, in die Hausflur. Ich öffnete, um mir den Rückzug zu sichern, die nach dem Hofe führende Thür und begab mich sodann in die Küche. Hier zündete ich ein auf dem Herde stehendes Licht an, nahm dieses in die eine Hand, mein Beil unter den Arm und öffnete mit der andern Hand leise die zu der Schlafkammer der Baumgardt'schen Eheleute führende Thür. Ich hatte bei dem in Stölpchen ausgeführten Morde die Erfahrung gemacht, daß die Landleute in ihren weichen und dicken Betten nach der Arbeit des Tages einen sehr festen Schlaf haben, und daß sie, wenn ich vorsichtig war, nicht gleich erwachten. Ich setzte das Licht auf einen Tisch, trat an das Bett des Müllers und führte mit meinem Beil einige Schläge nach seinem Kopf. Von dem dumpfen Aufschlagen derselben erwachte die Frau des Müllers. Sie schrie laut auf, schon aber sprang ich auf sie zu und schlug auch ihr mit dem Beil den Kopf so in die Kissen hinein, daß sie die Besinnung verlor."

„Da öffnete sich plötzlich die Thür der Nebenstube und ein etwa elfjähriges Mädchen trat, durch den Schrei herbeigerufen, in die Kammer — ich erschrak, denn ich wußte nicht, daß Kinder sich in dem Hause befanden — bevor die Eintretende aber ein lautes Geschrei beginnen konnte, sprang ich, das Beil schwingend, zu ihr hin — sie hielt die Hände abwehrend hoch — ich schlug sie aber mit einem Streich zu Boden. Die Magd schien noch immer nicht erwacht zu sein, ich wollte daher, bevor ich zu ihr ging, mein Werk in der Kammer erst vollenden. Ich nahm mein großes und scharfes Taschenmesser hervor, zerschnitt dem noch

röchelnden Baumgardt den Hals und stieß ihm alsdann auch noch das Bajonnet zweimal in die Brust."

„Nun wollte ich die Magd aufsuchen und begab mich daher in die anstoßende Stube. Ich fand in derselben nur einen Knaben in seinem Bett, auch ihn tödtete ich durch einige Beilschläge. Aus dieser Stube drang ich in den anstoßenden Raum und in diesem fand ich das Dienstmädchen des Baumgardt. Ich näherte mich sofort dem Bett. Als sie erwachte und mich sah, schrie sie laut auf, ich aber schwang schnell das Beil und schlug ihr zweimal auf den Kopf, dann schnürte ich ihr mit ihrem Kopftuch den Hals zu und mißhandelte ihre Leiche wie auch diejenige der Müllersfrau. Da erst machte mich ein leises Weinen darauf aufmerksam, daß ich mein Werk noch nicht vollendet hatte. In der Kammer befand sich noch ein zweites Bett, unter dem Deckbett drang das Wimmern hervor. Ich hob es hastig auf und sah ein kleines Kind vor mir, auch dieses schonte ich nicht, ich zerschmetterte ihm den Kopf."

„Nun, nachdem ich meine Blutarbeit vollendet hatte, machte ich mich an die Durchsuchung der Kasten und Schränke, ohne auch nur die geringsten Gewissensbisse über meine That zu fühlen. Ich durchwühlte die Wäsche, um mich in den Besitz des erhofften Geldes zu setzen, fand aber im Ganzen nur etwas mehr als 30 Thaler. Die Kleider und Wäsche nahm ich nicht mit, ich ließ sie in den Stuben so liegen, wie ich sie auseinander gerissen hatte, um nach Geld zu suchen. Alsdann entfernte ich mich durch die Hofthür. Ich ärgerte mich aber, daß ich so wenig Geld vorgefunden hatte, kehrte noch einmal um, suchte noch weiter, fand auch noch einige Groschen und außerdem einen Kalender, den ich mitnahm. Lange Zeit mußte ich nun nach meinen Stiefeln suchen, die ich, wie erwähnt, vor der That ausgezogen hatte und auf dem Felde hatte stehen lassen. Endlich fand ich sie und entfernte mich. Von meinem Umhersuchen können die vielen Tritte und Fußspuren herrühren, welche man gefunden haben will!"

„Sie behaupten, allein die Mordthat ausgeführt zu haben, nun sind

aber in der Nähe des Thatortes verschieden geformte Fußspuren gefunden worden," wandte der Untersuchungsrichter ein, „außerdem wollen Sie die Ermordung sämmtlicher Personen mit einem Beile ausgeführt haben, es sind aber mehrere mit Blut und Haaren besudelte Beile in Ihrer Höhle gefunden worden, was haben Sie darauf zu erwidern?"

„Die Fußspuren können ja von dem Müller, dem Bäckergesellen oder anderen Leuten hergerührt haben, es ist ja nicht gesagt, daß sie gerade von jener Nacht herrührten, das kann mir Niemand beweisen, das weiß ich besser," antwortete Masch, der noch immer alles aufbot, um den Gedanken an Mitschuldige gar nicht aufkommen zu lassen, „was die Beile betrifft, so zeigen Sie mir doch das Blut und die Haare, ich kann mir das nicht anders erklären, als daß das Blut von den Schafen herrührt, welche ich geschlachtet habe, und die Haare von meinem eigenen Kopfe. Ich beschnitt sie mir hin und wieder in der Höhle, sie mögen an die Beile gekommen sein. Auch kann es ja sein, daß es Wollhaare sind — vielleicht auch Hasenhaare." —

Als man ihm unter dem Mikroscop zeigte, daß die an den Beilen klebenden Haare weder von ihm noch von den genannten Thieren herrühren konnten, sondern denen der Caroline Hartmann vollkommen gleich waren, meinte er, scheinbar verwundert, er würde allerdings, wenn er der Richter wäre, selbst annehmen, daß das Beil II beim Morde der Caroline verwendet worden sei, dennoch habe er nur allein, ohne jeden Genossen, in Chursdorf gemordet!

„Mein Bruder wußte von meiner That gar nichts," fuhr er fort, „ich allein habe mir den Plan erdacht und ihn auch ausgeführt. Ich eilte während der Nacht nach dem Forsthause zurück, schlief dort während des folgenden Tages und ging dann in der nächsten Nacht nach Schönow. Ich schenkte meinem Bruder 16 Thaler und meiner Schwägerin einige andere Gegenstände und ließ mein Beil damals, glaube ich, in seiner Wohnung, dann kehrte ich nach meiner Höhle zurück. Ich hätte besser gethan, wenn ich ruhig noch einige Tage im Forsthause ge-

blieben wäre, dann hätte ich meine neue Höhle nicht verloren und wäre heute noch ruhig und ungestört in derselben!"

„Sechs Tage waren nach dem Chursdorfer Morde vergangen, als ich gegen Abend, um mich vor dem herankommenden Gewitterregen zu schützen, in meine Höhle von einem kleineren Ausfluge zurückkehrte. Ich war sonst immer so vorsichtig, genau zu prüfen, ob sich auch Niemand in der Nähe befand. Diesmal versäumte ich das. Ich stieg in die Höhle und ließ den Deckel neben dem Eingange liegen, um unten sehen und mir Licht anstecken zu können. Gerade in diesem Augenblick kamen zwei Bauern aus Warsin durch das Dickicht daher und suchten in der Schonung vor dem Regen Schutz."

„Als ich die Tritte hörte und den Kopf aus der Höhle steckte, sah ich, daß mein schöner, mühsam hergerichteter Zufluchtsort wieder für mich verloren war. Die beiden Bauern flohen, als sie meinen Kopf erscheinen sahen, ich aber mußte nicht minder schnell fliehen, da ich erkannte, daß ich sonst verloren war. Ich ergriff nur in der Eile mein Gewehr, steckte es unter meinen Rock und verließ die Höhle, ohne daß ich Zeit hatte, noch andere Dinge mitzunehmen oder zu vernichten. Es überfiel mich eine große Wuth bei dem Gedanken, daß ich nun wieder obdachlos war, und ich bereute, die beiden Bauern nicht erschossen zu haben."

„Ich verließ die Warsiner Waldung und wanderte nach Pyritz, wandte mich dann aber, da ich vorher wußte, daß man alles aufbieten werde, um mich zu verfolgen, nach den großen Forsten bei Damm und Höckendorf. Hier aber war es mir auch nicht recht geheuer, da viel Verkehr in diesen Wäldern herrschte, ich hielt mich in einer größeren Stadt für sicherer und wanderte daher weiter nach Stettin, in der Absicht, von dort aus auf irgend eine Weise möglichst weit fort zu kommen. Die von Damm nach Stettin führende Chaussée mündet auf der Speicherseite in die Stadt; dieser an der einen Seite der Oder liegende Stadttheil wird Lastadie genannt und es sind hier zahlreiche Ausspannung-

Schanklokale. Ich fühlte mich vollkommen sicher hier, kehrte in ein Schanklokal ein und betrank mich eines Abends so, daß ich in Gefahr war, mich zu verrathen — am nächsten Morgen verließ ich Stettin alsdann wieder, nachdem ich mein Geld bis auf die letzten Groschen ausgegeben hatte."

„Ich mußte mir nun wieder einen Versteck irgendwo in einem Walde suchen und von dort aus Einbrüche unternehmen. Eine neue Höhle mir zu bauen, wagte ich nicht, ich kehrte aber doch lieber in die mir genau bekannten Gegenden zurück, obwohl dort die Gefahr am größten war, da man nach dem Chursdorfer Morde von neuem alles aufbot, um mich zu finden und zu ergreifen. Ich fand immer noch Mittel und Wege, mich den Polizeibeamten zu entziehen, und wo meine List mir nicht half, da half mir das Glück! Als ich um diese Zeit im Walde mir aus zusammengebundenen Zweigen eine Laubhütte gemacht hatte, aus welcher ich übrigens sehr bald wieder durch einen das Gras schneidenden Mann verjagt wurde, waren mir die Beamten eines Tages so auf den Fersen, daß ich mich schon für verloren hielt — und dennoch gelang es mir, wieder [illegible] Händen zu entrinnen! Ich will erzählen, wie mir das mög[illegible] war!"

„Ich hatte mich in das Haus eines Tagelöhners geflüchtet, welcher mir insoweit in gutem Einvernehmen war, daß ich sicher war, nicht [illegible] ihm verrathen zu werden. Die Beamten wußten, daß ich mich in [illegible] Hause befand und umzingelten dasselbe sofort. Alle Ausgänge [illegible]den sicher bewacht, während zugleich jeder Winkel des ganzen Hauses [illegible]fältig durchsucht wurde. Als die Beamten keine Spur von mir fan[illegible] und sich mein an Hexerei grenzendes Verschwinden nicht erklären [illegible]ten, faßten sie den Entschluß, noch einmal genau alles zu durch[illegible]en — vergebens! Ich hörte und sah sie — doch sie konnten mich nicht finden! In der Hausflur stand offen eine große Tonne, in wel[illegible] eine Henne schon länger als vierzehn Tage ungestört brütete — in [illegible]nne war ich bei Annäherung der Beamten gestiegen, hatte

Stroh über mich ausbreiten und die brütende Henne mit den Eiern in ihrem alten Neste darauf setzen lassen, das ahnte Niemand, und da auch die Henne sich nicht rührte, sondern ruhig auf dem Stroh und den Eiern sitzen blieb, konnten die in die Tonne sehenden Beamten nicht denken, daß ich darunter saß!"

„Nachdem ich im Juni oder Juli in der soldiner Gegend noch mehrere Einbrüche ausgeführt hatte, kam ich am 22. Juli nach Neuendorf. Es war fast Mitternacht, als ich auf dem Gutshofe ankam und, wie früher die Henriette Fehlhaber, hier in einem Zimmer ein junges Mädchen noch am Tische sitzen und nähen sah. In dem Hause schien sonst alles zur Ruhe gegangen zu sein. Auch das Mädchen schlief bei der Arbeit ein. Schnell entschlossen kletterte ich über den Zaun nach dem Hof, fand die in das Haus führende Thür nur eingeklinkt und trat in die Hausflur. Als ich mich lauschend überzeugt hatte, daß rings alles still war, schlich ich mich zu der Thür der Stube, in welcher die Wirthschafterin saß, öffnete leise die Thür und sah, daß die Schlummernde mich nicht hörte. Ich hatte einen Hammer ergriffen, schlich mich zu ihr hin und schlug nach ihrem Kopfe, dann packte ich nach ihrem Hals, um sie zu würgen — sie aber kam zu sich, wehrte sich wüthend und rang mit mir, da aber stieß sie so gellende Hülferufe aus, daß ich mich nicht sicher glaubte, sondern in aller Eile floh."

„Ich hatte um diese Zeit wieder mein Augenmerk auf die Landstraße und auf Handelsleute gerichtet. Zur Ausführung der Raubanfälle aber war die Chaussée bei Heckelberg am geeignetsten, auf welcher ich früher dem Fuhrmann Wattrow auflauerte. Was mir damals nicht gelungen war, sollte von mir jetzt mit größerer Vorsicht und Sicherheit ausgeführt werden."

„Am 21. August Abends stand ich auf der Chaussée zwischen Berneuchen und Heckelberg auf der Lauer und gegen Mitternacht kam wirklich ein Fuhrwerk näher durch den Wald. Der Wagen fuhr langsam, der Handelsmann in demselben schien, wie damals Wattrow, zu

schlafen. Ich trat, als das Fuhrwerk an mir vorüber gekommen war, hinten an den Wagen, hob die Leinwand desselben empor und sah nun den Handelsmann Pieper aus Alt-Gersdorf vorne sitzen. Ich zielte genau und schoß ihm die Kugel durch den Kopf. Dann führte ich das Pferd mit dem Wagen seitwärts in den Wald, nahm dem Ermordeten seine Geldkatze mit etwa 45 Thalern ab und ging ruhig meines Weges, ohne auch hier Reue zu empfinden."

„Nach der soldin-pyritzer Gegend wagte ich nun nicht mehr zurückzukehren, erstens hatten die Steckbriefe die Einwohnerschaften immer mehr gegen mich gehetzt, so daß ich nunmehr nicht einmal denen trauen durfte, welche früher aus Angst oder einem anderen Grunde mich nicht verrathen hatten, zweitens aber auch, weil die Getreidefelder leer geworden waren, die mir zuletzt noch hauptsächlich Schutz gewährt hatten. Ich überlegte mir, wohin ich mich wenden sollte. Geld hatte ich vorläufig genug, um mich diesmal auf eine weitere Reise einlassen zu können! In Pommern und in der Neumark war es mir nicht mehr geheuer, ich beschloß daher, mich in eine ganz andere Gegend zu begeben und dort mein bisheriges Leben weiter fortzusetzen. Ich faßte Schlesien ins Auge und wollte in dortigen Wäldern mir eine neue Höhle bauen, während man mir an den bisher von mir besuchten Orten überall aufpaßte, war ich in Schlesien noch sicher, da dort Niemand an mich dachte, und sofort machte ich mich auf den Weg nach Frankfurt an der Oder, von wo aus ich mit der Eisenbahn weiterreisen wollte."

„In Müncheberg traf ich die Handwerksburschen, mit denen zusammen ich nach Frankfurt wanderte und in deren Gesellschaft ich bis zu meiner Verhaftung blieb. In Frankfurt verließ mich meine List und Ueberlegung und damit auch mein Glück. Hätte ich mich nicht betrunken, so stände ich heute nicht hier in Ketten!"

„Sind Sie mit Ihrem Geständniß zu Ende?" fragte der Untersuchungsrichter.

„Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ich die Wahrheit gesagt habe

und wiederhole, daß ich nie in Begleitung eines andern gemordet und geschändet habe! Die Gier nach Geld- und Nahrungsmitteln und die Sinnenlust brachten mich zu den Mordthaten und ich bin nun froh, daß ich durch mein Geständniß mich entlastet habe!"

Dieses Geständniß legte Karl Masch im April 1862 ab und er ist bei demselben bis zu seinem Ende geblieben. Auch während der nun folgenden Schwurgerichtsverhandlungen hat nichts ihn dahin bringen können, daß er in Betreff seiner Mitschuldigen auch nur das geringste aussagte. Ein fester Wille und ein starrer Charakter wohnten in diesem Verbrecher!

Trotzdem war es durch die Voruntersuchungen festgestellt worden, daß bei dem stölpchener und bei dem chursdorfer Morde, wie auch bei den andern Verbrechen des Masch nachstehende Personen theils direct, theils indirect betheiligt gewesen waren:

sein Bruder Martin Masch aus Schönow,
dessen Ehefrau, Charlotte, geb. Kohlschmidt,
die Mutter der beiden Brüder Masch, Marie Elisabeth, geb. Otto, eine Wittwe in hohem Alter,
der Schmiedegeselle Karl Liebig aus Alt-Blessin, 30 Jahre alt,
der Tagearbeiter Joh. Fried. Ferd. Kohlschmidt aus Wilhelmsburg bei Soldin, 40 Jahre alt, und
der Schornsteinfeger Gambrow, 27 Jahre alt.

Als Karl Masch im Herbst des Jahres 1862 von Soldin nach Küstrin gebracht wurde, um dort im October vor den Schwurgerichtshof geführt zu werden, wurden mit ihm alle vorstehend genannten Personen unter Anklage gestellt, außer Charlotte Masch, Martin's Frau, welche, wie bereits erwähnt, im Gefängniß zu Soldin ihrem Leben ein Ende gemacht hatte, und außer Gambrow, welchem es gelungen war, sich aus dem Staube zu machen und so gut zu verbergen, daß alle hin-

ter ihn erlassenen Steckbriefe erfolglos blieben. Wir werden von diesem Gambrow später noch hören. — Am 2. October trat das zur Verhandlung gegen Karl Masch und seine Mitangeklagten berufene Schwurgericht in Küstrin zusammen. Die Sitzungen dauerten bis zum 14. October und fanden eine so große Betheiligung von Seiten des Publikums, daß der Einlaß nur gegen Ablieferung von vorher ausgetheilten Karten gestattet werden konnte.

Das Gericht war folgendermaßen zusammengesetzt: den Vorsitz führte der Kreisgerichtsdirector Hahndorf aus Guben. Zu jeder Seite saßen zwei Richter. Rechts neben dem Tische, an welchem die fünf Richter Platz genommen hatten, befanden sich die Sitze des Staatsanwalts Grafen von Westarp aus Soldin und des Staatsanwalts von Wolff aus Küstrin. Auf derselben Seite saßen auch die zwölf Geschworenen.

Links von dem Richtertische befand sich die Anklagebank. Auf derselben befanden sich Karl Masch, Martin Masch, die Wittwe Masch, Liebig und Kohlschmidt. Für Karl Masch führte der Rechtsanwalt Lauck aus Seelow, für Martin Masch und die alte Mutter der Justizrath Schultze aus Küstrin und für die beiden anderen Angeklagten der Rechtsanwalt Zenker aus Küstrin die Vertheidigung.

Zur Bewachung der Hauptangeklagten befanden sich einige Gerichtsdiener und außerdem noch vier Soldaten mit geladenen Gewehren im Sitzungssaale, man sieht, daß man alle Vorsicht angewandt hatte, wie die schweren Verbrecher, welche man vor sich hatte, es nöthig machten.

Auf einem Tisch zwischen den Richtersitzen und dem Zuhörerraum lagen mehrere Beile, Waffen verschiedener Art, ein Schädel, Gypsabdrücke von Fußstapfen, Kleidungsstücke 2c. Mehr denn 100 Personen waren als Zeugen und Sachverständige vorgeladen worden.

Die Verhandlungen hatten vornehmlich herauszustellen, nachdem Karl Masch selbst alles eingestanden hatte, wie weit die Theilnahme der Mitschuldigen erwiesen war. Daß er bei dem zu Wormsfelde, zu Albertinenburg und bei Adamsdorf verübten Morde keinen Theilnehmer

gehabt, wurde geglaubt, auch daß er den Mord an dem Handelsmann Pieper ohne Beihülfe ausgeführt hatte, wurde vorläufig angenommen, da hierbei kein Gegenbeweis erbracht werden konnte. Man ging daher sofort auf die anderen Verbrechen über, welche er in Verbindung mit Anderen ausgeführt hatte.

Die Anklage wandte sich zuerst an den Tagelöhner Kohlschmidt, von welchem dieselbe behauptete, er habe an dem Diebstahl eines Mastschweins theilgenommen, welches Karl Masch anfangs December 1857 von dem herrschaftlichen Hofe zu Dertzow gestohlen habe.

Kohlschmidt leugnete jede Betheiligung, ja jede Verbindung mit Masch und behauptete vollständig unschuldig zu sein. Da er aber bereits dreimal in Untersuchung wegen Diebstahls gewesen war, fand seine Behauptung keinen Glauben, noch weniger aber diejenige des Karl Masch, er habe das nahezu drei Centner schwere Schwein im Stalle geschlachtet und dann ohne Hülfe fortgeschafft.

Der elfjährige Sohn Kohlschmidt's bekundete, daß Masch mehrmals in der Wohnung seiner Eltern gewesen sei und am Abende vor der Ausführung des vorerwähnten Diebstahls seinen Vater besucht und in der Hausflur mit ihm leise gesprochen habe. Masch sei dann um 11 Uhr wiedergekommen, habe ans Fenster geklopft und seinen Vater aufgefordert, mit ihm nach dem Hofe des Gutsherrn zu kommen, um dort ein fettes Schwein zu holen. Der Knabe behauptet zwar, sein Vater sei nicht mitgegangen, Masch aber habe ein großes Stück Schweinefleisch gebracht und das sei von seinen Eltern und ihm allmälig verzehrt worden.

Da dem Kohlschmidt noch mehrere andere Verbindungen mit Masch nachgewiesen werden konnten, wurde er, wie wir hier gleich erwähnen wollen, zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Die alte Mutter der Gebrüder Masch wurde der gewohnheitsmäßigen Hehlerei angeklagt. Ihr Gesicht, obwohl es nun von Falten besäet war, verrieth Spuren von Leidenschaft und Verstellungskunst. Ihre Augen waren unruhig und finster. Sie hatte sich während der Haft trotzig und

zornig gezeigt, obwohl sie nur klein und sehr gebrechlich war. Es konnte nicht daran gezweifelt werden, daß die Wittwe Masch das ganze verbrecherische Treiben ihrer Söhne gewußt, ja daß sie dieselben auf alle nur mögliche Weise dabei unterstützt hatte. Sie wurde daher zu einer fünfjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt.

Als man ihr dieses Urtheil verkündete, stieß sie einen Schrei des Jammers aus, dann aber sagte sie:

„Ich werde mein Leben nicht so lange hinschleppen!"

Sie starb nach kurzer Zeit in dem Zuchthause zu Sonnenburg, in das man sie gebracht hatte.

Kohlschmidt und die alte Wittwe Masch kamen am gnädigsten fort — wir gelangen nun zu den anderen Angeklagten, deren Urtheil mit Recht schwerer ausfiel! Karl Liebig, von dem wir bereits in einem früheren Abschnitt ausführlich erzählt haben, war beschuldigt, dem Karl Masch bei dem in Stölpchen vollführten Morde Anleitung gegeben und Hülfe geleistet zu haben, obwohl dieser bei der Behauptung blieb, er habe die That allein ausgeführt.

Aus den früher schon erwähnten Umständen war hervorgegangen, daß Masch mindestens einen Gefährten gehabt hatte und daß der Verdacht begründet war, Karl Liebig, der Bruder der ermordeten Frau Brandt, sei dieser Gefährte gewesen.

Liebig leugnete jede Betheiligung an dem Verbrechen und erklärte, mit Masch in gar keiner Verbindung gestanden zu haben, die Verdachtsgründe gegen ihn aber waren fast erdrückend.

Zuerst waren seine zerrütteten Vermögensverhältnisse und seine Neigung auf unredliche Weise sich zu erhalten, ferner sein Groll gegen die Ermordeten und sein Benehmen bei der Nachricht von dem Morde und bei dem Anblick der Todten zu berücksichtigen. Dazu kam, daß der kleine, sehr wachsame Spitzhund Brandt's, welcher sonst stets bei dem geringsten Geräusch seinen Herrn durch sein Gebell weckte, in der Mordnacht ganz still gewesen sein mußte, da Brandt im Schlafe erschlagen

worden war. Der Hund kannte Liebig genau und war ihm nachweislich zugethan, so daß er bei einem Zuruf desselben keinen warnenden Laut von sich gegeben hatte.

Es war ferner in dem Hause des Liebig ein ihm gehörendes Stemmeisen gefunden worden, welches genau in die durch den Einbruch an Thüren und Fenstern des Brandt'schen Hauses entstandenen Holzeindrücke paßte, außerdem hatte man Stearinflecke auf den Dielen der Mordstätte gefunden. Wir erinnern uns, daß der Stiefsohn des Liebig, der kleine Fritz Wegener, ausgesagt hatte, er habe ein Stearinlicht von dem Kaufmann zu Alt-Blessin kurze Zeit vor der Mordnacht für seinen Stiefvater holen müssen. Durch die genaue Untersuchung eines Sachverständigen, des Professors Dr. Hoppe zu Berlin, ist festgestellt worden, daß die in dem Brandt'schen Hause vorgefundene Starinmasse mit den bei dem Kaufmann zu Alt-Blessin vorräthigen Stearinlichten vollständig übereinstimmte.

Wir haben bereits erzählt, daß Liebig im Gefängniß den Frommen gespielt hatte, auch vor dem Schwurgerichte gab er sich den Anschein des unschuldig Leidenden. Er behauptete von allen gegen ihn vorgebrachten Verdachtsgründen nichts zu wissen und blieb dabei, daß er bei dem Morde nicht geholfen habe. Mit Karl Masch wollte er, obwohl das Gegentheil nachgewiesen worden war, nie in irgend welcher Verbindung gestanden, haben, dabei brachte er Sprüche und Bibelverse hervor, die aber aus seinem Munde so unnatürlich und widerlich klangen, daß sie mehr wie laute Geständnisse der Schuld und bodenlose Verworfenheit dieses Heuchlers verriethen.

Gegen Karl Liebig wurde auf Todesstrafe erkannt!

Er nahm die Verkündung des Urtheils scheinbar mit frommer Ergebenheit hin — augenscheinlich rechnete er auf eine Begnadigung. Er mußte auf dieselbe 1¾ Jahr in qualvoller Ungewißheit im Gefängniß zu Küstrin warten. Die königliche Entscheidung lautete auf Begnadigung

zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe, welche er in der Strafanstalt zu Sonnenburg verbüßen sollte.

Liebig wurde sofort dorthin gebracht, um bei gehörig geregelter Arbeit ein Leben zu führen, in welchem ihn jeder neue Tag an die schauerliche That seiner Vergangenheit mahnte. —

Wir kommen nun zu den beiden Brüdern Masch, deren Namen jahrelang und noch heute mit Schrecken genannt, deren Unthaten so grauenvoll waren, daß das menschliche Gefühl sich bei der Aufzeichnung derselben empört. Wir sprechen von beiden Brüdern, denn es ist unzweifelhaft, daß Martin Masch der treue Gefährte und Helfer Karl's war, daß er nicht allein fortwährend in geheimer Verbindung mit ihm stand, sondern ihm thatsächlich in Chursdorf zur Seite gewesen ist.

Martin Masch hatte nicht allein während seines Aufenthalts in Schönow, sondern auch während seiner Haft sich als ein Meister in der Verstellungskunst erwiesen! Er konnte ein so von Beschränktheit und Aufrichtigkeit erfülltes Gesicht machen, daß man versucht war, ihn für wirklich unschuldig, wenigstens doch für den Verführten zu halten. Anfangs leugnete er jede Verbindung mit seinem Bruder ab, als ihm aber diese Behauptung klar wiederlegt wurde, gestand er ein, mit demselben einige Diebstähle verübt zu haben:

Die Anklage beschuldigte ihn der Theilnahme an dem chursdorfer Morde und führte folgende Verdachtsgründe dazu an:

Martin Masch stand mit seinem Bruder in Verbindung und gab demselben, was Entschlossenheit und Rohheit anbetraf, nichts nach. Zu seiner Charakteristik lieferte ein Zeuge folgenden Beitrag: Derselbe hatte mit Martin Masch meist Getreide gestohlen und beide trugen es zu einem Müller. Sie sprachen unterwegs darüber, wie die Sache ablaufen würde, und ob ihnen der Müller nicht gefährlich werden könnte — da äußerte Martin Masch, indem er drohend ein Messer schwang:

„Wenn der Müller nur ein Wort entgegenstellt, dann bekommt er dies!“

Beim chursdorfer Morde müssen, nach der Behauptung des Staatsanwalts, sechs, mindestens aber vier Personen beschäftigt gewesen sein, denn es war unzweifelhaft, daß einer im Hause auf der nach dem Boden führenden Treppe gewacht hatte, um die unten Mordenden vor einer Ueberraschung durch Großmann zu sichern, ein anderer mußte draußen gewacht haben. Die Uebrigen führten die Menschenschlächterei aus. Eins der drei Höhlenbeile hatte Karl Masch geschwungen, wie er gestanden hatte, Martin Masch hatte die Streiche nach dem Kopfe der Frau Baumgardt geführt, denn in seinem Besitz ist das Beil gefunden worden, welches unzweifelhaft in die Wunden gepaßt hatte.

Als er auf diesen Verdachtsgrund hingewiesen wurde, antwortete er mit ruhig lächelnder Miene, daß er unschuldig sei.

„Das Beil habe ich zuweilen zum Abschlachten von Thieren benutzt," erklärte er, obwohl es längst durch die sorgfältigen Untersuchungen des Dr. Lender zu Soldin erwiesen war, daß die an dem Beile gefundenen Blutflecke und Haartheile nur von Menschen herrühren konnten, „außerdem bin ich in der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1861 mit einigen anderen Männern im Walde gewesen, um Holz zu holen!"

Diese Behauptung erwies sich als erlogen. Es wurde dagegen ermittelt, daß Martin Masch nach der Mordnacht etwa 16 Thaler und eine Flasche Rum besessen habe. Zwar erklärte Karl Masch, dieses Geld und den Rum seinem Bruder geschenkt zu haben, dennoch war die Mitschuld desselben ganz unzweifelhaft! der uns zugemessene Raum erlaubt es nicht, die umfangreichen Ergebnisse der damals angestellten mikroskopischen Untersuchungen hier noch weiter anzuführen, sie brachten aber den Geschworenen eine solche Ueberzeugung von der Mitschuld des Martin Masch bei, daß trotz des standhaften Leugnens auch nicht eine Stimme unter ihnen laut wurde, welche zu zweifeln geneigt war.

Am 14. October hielt der Vorsitzende das Resumé, welches, obwohl es eng zusammengefaßt war, doch von früh 8 Uhr bis Mittags 1 Uhr dauerte.

Ueber die Schuld des Karl Masch, welcher die ihm zur Last gelegten Verbrechen ja eingestanden hatte, wurden den Geschworenen keine Fragen zur Beantwortung vorgelegt, über die Schuld des Martin Masch lauteten die den Geschworenen gestellten Fragen und die Antworten folgendermaßen:

„Ist der Angeklagte, Tagelöhner Martin Masch aus Schönow, schuldig, im Jahre 1857 zu Craatzen der dortigen Gutsherrschaft gehörige bewegliche Gegenstände in Gemeinschaft mit anderen mittelst Einbruchs und Einsteigens und zwar aus einem bewohnten Gebäude, in der Absicht rechtswidriger Aneignung weggenommen zu haben?“ — „Nein!“

„Ist derselbe Angeklagte schuldig, im Spätherbst 1857 zu Trampe dem Inspector Klettner aus einem bewohnten Gebäude mittelst Einbruchs und Einsteigens in Gemeinschaft mit Anderen in der Absicht rechtswidriger Aneignung ein Messer weggenommen und andere bewegliche Gegenstände wegzunehmen versucht zu haben?“ — „Ja!“

„Ist derselbe Angeklagte schuldig, im Mai 1860 in Groß-Ehrenberg den Bauer Schadewald'schen Eheleuten verschiedene bewegliche Sachen in Gemeinschaft mit Anderen, mittelst Einbruchs und Einsteigens entwendet zu haben?“ — „Ja!“

„Ist derselbe Angeklagte schuldig, in der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1861 zu Chursdorf den Müller Baumgardt, dessen Ehefrau, die drei Kinder und das Dienstmädchen, vorsätzlich, mit Ueberlegung und in Gemeinschaft mit Anderen getödtet zu haben?“ — „Ja!“

„Sind erschwerende Umstände anzunehmen?“ — „Ja!“

Der Antrag des Staatsanwalts von Wolff lautete auf Todesstrafe gegen Karl und Martin Masch.

Die beiden Brüder vernahmen diese Worte ohne Schreck und Aufregung, sie sahen starr vor sich hin und konnten auf Befragen nach etwaigen Schlußbemerkungen, Erwiderungen nicht abgeben.

Der Gerichtshof zog sich zu kurzer Berathung zurück. Als derselbe wieder in dem Sitzungssaale erschien, verkündete der Vorsitzende den

Urtheilsspruch in der von dem Staatsanwalt beantragten Art. — Auch jetzt zeigte sich weder bei Karl noch bei Martin Masch irgend ein Merkmal der Reue oder Erschütterung. Der Letztere gab seinem Vertheidiger, als derselbe nach beendeter Sitzung einige Fragen an ihn richtete mit grinsendem Lächeln ruhige Antworten, und Karl Masch kehrte gefaßt und über sein Schicksal beruhigt, in seine Zelle zurück. Er war ohnehin während der jahrelangen Haft gefügig und sanft geworden, ja, man sprach von seiner Besserung, dieselbe war aber wohl nur eine Folge der über ihn hereingebrochenen Schicksale! Er war nicht tiefinnerlich ergeben — er ergab sich nur in sein Schicksal, weil es nicht anders ging! Er war gefügig, weil er Ketten trug! Seine Tigernatur war in dem Kerker, in dem Käfig gebändigt — gelang es ihm noch einmal in die Freiheit zurückzukehren, so wäre auch seine Blutgier und seine thierische Wildheit wieder erwacht!

Martin Masch schien fest von dem Glauben erfüllt zu sein, gleich Liebig durch allerhöchstes Rescript begnadigt zu werden. Er war im Gefängniß härter und verschlossener, als sein Bruder Karl, denn während dieser sowohl mit den Beamten, wie mit dem Gefängnißprediger sich auf ruhige Gespräche und Bekenntnisse einließ, in welchen er zwar immer dabei blieb, daß er allein der Schuldige sei, wies Martin alle Versuche des Predigers, sein starres Herz zu erweichen und sich ihm zu nahen, mit einem fast mitleidigen, überlegenen Lächeln zurück, so daß er auf die Beamten im ganzen einen viel abstoßenderen Eindruck machte, als der blutgierige, vielgefürchtete Karl Masch!

Bevor das Urtheil der beiden Brüder Bestätigung fand, vergingen noch $1^3/_4$ Jahre. Erst am 6. Juli 1864 traf die Nachricht ein, daß die über Karl und Martin Masch gefällten Todesurtheile von Sr. Majestät dem Könige bestätigt worden seien. Nunmehr wurden die Vorbereitungen zur Vollstreckung des Urtheils getroffen, welche sich bis zum 18. Juli hinzog.

Am Vormittag des 17. Juli wurde zunächst dem Karl Masch die

Mittheilung gemacht, daß sein Todesurtheil bestätigt sei und daß die Vollziehung am nächsten Morgen um 6 Uhr stattfinden werde.

„Ich bin schuldig, ich habe den Tod verdient und will die verwirkte Strafe hinnehmen,“ sagte er fest und ruhig.

Als man ihm nun die Frage vorlegte, ob er noch besondere Wünsche vor seinem nahe bevorstehenden Tode habe, antwortete er:

„Mein einziger Wunsch ist es noch, daß ich vor meiner Hinrichtung meinen Bruder Martin sehen und sprechen kann“ — dann setzte er nach kurzem Nachdenken noch hinzu:

„Auch möchte ich wohl, daß mich auf meinem letzten Gange der Hauptmann, welcher mich während der letzten Zeit wiederholt hier in meiner Zelle besucht und mir Trost zugesprochen hat und der Gefangenwärter aus Soldin, dem ich meine ersten Geständnisse gemacht habe, begleiten und bei meiner Hinrichtung zugegen sein möchten!“

Ganz anders war der Eindruck des bestätigten Todesurtheils auf Martin Masch, den verstockten Verbrecher. Er hatte mit Bestimmtheit auf Begnadigung gerechnet, nun traf ihn die Todesnachricht um so empfindlicher.

Er verlangte am Sonnabend, den 16. Juli, seine Kinder noch einmal zu sehen, und bei dieser Scene zeigte sich erst eine Erschütterung bei ihm! Er mußte sich hinsetzen und konnte in den ersten Minuten kein Wort hervorbringen.

Endlich sagte er:

„Ja, ja, ich habe viel Unrecht gethan, aber daß es so weit gekommen ist, das habe ich meinem Bruder zu verdanken!“

Als einige Stunden darauf Karl Masch bei ihm erschien, blieb er ruhig sitzen. Karl knieete vor ihm nieder und bat:

„Martin, kannst Du mir verzeihen? Bruder willst Du mir vergeben?“

Nach langer Pause antwortete Martin:

„Ja, ich will Dir verzeihen, aber denke daran, ich habe Dir's immer

gesagt, daß Du durch Dein Morden uns alle noch ins Unglück stürzen wirst!“

Obwohl nun aus dieser Begegnung und dem Gespräch leicht zu folgern war, daß Martin Masch der Verführte war, durfte man den Worten doch keine zu große Bedeutung beimessen, da immer noch Karl Masch das Bestreben hatte, seinen Bruder zu retten und am Leben zu erhalten!

Dieses Bestreben zieht sich wie ein rother Faden durch die jahrelange Gefängnißhaft, durch alle Geständnisse desselben!

Am folgenden Tage, einem Sonntage, besuchte der Superintendent Siegel zu Küstrin die beiden Brüder und gab ihnen das Abendmahl — auch hierbei blieben sie bei ihren früheren Aussagen.

Nun kam die letzte Nacht heran — am nächsten Morgen in aller Frühe sollte die Hinrichtung der beiden Brüder stattfinden.

Da traf plötzlich mitten in der Nacht eine telegraphische Depesche von Sr. Majestät dem Könige aus Karlsbad ein, welche den Befehl enthielt, die Hinrichtung des Martin Masch bis auf weiteres noch zu verschieben.

Dieser unerwartete Zwischenfall war durch folgendes Ereigniß herbeigeführt.

Ein Handlungsreisender aus Bremen, welcher bei seinem Aufenthalt in Küstrin von dem Benehmen dieses Martin Masch Kunde erhalten hatte, war zu demselben gegangen, hatte Zutritt zu der Zelle gefunden und seltsamerweise ein so reges Interesse für denselben gewonnen, daß er sich mit der Bitte an den König nach Karlsbad gewandt hatte, noch weitere Untersuchungen zu veranlassen und die Hinrichtung des Martin Masch zu verschieben.

So trat denn Karl Masch am frühen Morgen des 18. Juli 1864, wie er es gewünscht hatte, allein den Weg zum Richtplatz an. Er war ruhig und gefaßt. Ohne zu zittern stieg er auf das Schaffot. Dann knieete er nieder und verrichtete sein letztes Gebet. Auch in diesem letzten Augenblick, in dem er mit Ergebenheit dem Tode entgegensah, blieb er

bei seinen Aussagen. — Nun wurde er auf den Block geschnallt — und im nächsten Augenblicke schon fiel das Haupt des gefürchteten, schuldbeladenen Mörders in den Sand.

Der Gerechtigkeit war Genüge geschehen, doch nur zum Theil, denn von allen Seiten bezeichnete man Martin Masch als den Mitschuldigen.

Am 9. September 1864 traf, nachdem ein nochmaliger Bericht eingefordert worden war, von Berlin die Verwandlung der Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus ein — auch Martin Masch war nun für alle Zeit unschädlich gemacht und es fragt sich, ob eine lebenslängliche Zuchthausstrafe der schmerzhaften Todesstunde auf dem Schaffot an Fürchterlichkeit nicht nahe kommt! — Von dem so lange spurlos verschwundenen Mitangeklagten Gambrow tauchte im October 1871 plötzlich in Schwedt an der Oder eine Spur auf. In dem Kruge zu Hernersdorf traf ein Handwerksbursche, der den Gambrow früher gekannt hatte, einen reisenden Künstler in Begleitung einer Frau und eines Hundes.

Die Persönlichkeit kam ihm bekannt vor und bald erinnerte er sich lebhaft der früher von Masch und seinen Genossen vollbrachten Verbrechen! Nunmehr erkannte er deutlich in diesem Künstler den Gambrow, der bis dahin, jeder Verfolgung spottend, der strafenden Gerechtigkeit sich zu entziehen gewußt hatte.

Unverweilt zeigte der Handwerksbursche seinen Verdacht an und beantragte die Verhaftung des Gambrow bei dem Dorfgericht.

Zwar suchte dieser nun auch hier sein Heil in der Flucht, aber es gelang ihm nur bis nach dem nächsten Dorfe Berkholz zu kommen, wo er von den inzwischen mobil gemachten Bewohnern beider Ortschaften festgenommen und unter sicherer Bedeckung nach Schwedt transportirt wurde.

Bei seiner Verhaftung fand man bei ihm zwei Pistolen nebst Munition, zwei große Messer und Stemmeisen, auch führte er einen Paß auf den Namen „Waldeck" lautend, bei sich. Er leugnete zwar jede Mitwissenschaft an den ihm zur Last gelegten Verbrechen, wurde aber trotzdem in Sicherheit gebracht, da die in frühern Steckbriefen erlassenen

Signalements zu seiner Persönlichkeit stimmten. So hatte man denn sämmtliche Personen, welche an den Unthaten des Karl Masch, dieses fürchterlichen Raubmörders und Höhlenbewohners, theilgenommen hatten, zur Rechenschaft herangezogen, man konnte nach so langen Jahren und nachdem Karl Masch längst seine wohlverdiente Strafe erlitten hatte, dem Verhafteten aber seine Schuld nicht nachweisen und mußte denselben daher nach längerer Untersuchungshaft und peinlichen Verhören wieder entlassen. —

Wohl nie hatte die Hinrichtung eines Verbrechers eine so allgemeine Billigung erfahren und Befriedigung erweckt als diejenige des Karl Masch! Man fühlte sich beruhigt, nun man wußte, daß dieses blutdürstige Raubthier in Menschengestalt vom Leben zum Tode befördert war, und während sonst wohl die Meinungen der modernen Humanisten auf Abschaffung der Todesstrafe laut wurden, schwiegen diese Stimmen doch bei der Hinrichtung des Masch —selbst der Gedanke, daß nach den neueren Forschungen die durch die Köpfung erlangte Todesart nicht plötzlich ist, daß in dem Kopf und Rumpf noch eine ganze Zeit lang Leben bleibt, konnte bei der Vollziehung des Urtheils an diesem Raubmörder keine Spur von Mitleid erwecken!

Wir wollen diese Gelegenheit benutzen, um unseren Lesern dasjenige über diese neueren Beobachtungen an Hingerichteten mitzutheilen, was allgemein verständlich und interessant ist. Wir verdanken diese Beobachtungen zum größten Theil französischen Gelehrten und Beamten, ein Umstand, der sich dadurch leicht erklären läßt, daß in Frankreich die Guillotine das gesetzliche Todesmittel ist. Bei uns haben sich die Physiologen bis heute nicht genug mit dieser, immerhin genauer Forschungen lohnenden Frage so beschäftigt, daß wir völlige Gewißheit über dieselbe erlangt hätten.

Hören wir daher, was französische Aerzte und Henker über ihre

Beobachtungen an den Gerichteten in Nr. 37 des Journals „das Ausland“ berichten:

Während man früher von maßgebender Seite jedes Gefühl, jeden Schmerz nach der Enthauptung ableugnete, sind in neuerer Zeit zahlreiche Stimmen laut geworden, — so Ledru — Sue — Sömmering — Castel und A. welche entgegengesetzter Meinung sind.

Ein Italiener, Namens Aldini, will sich durch galvanische Experimente, welche er in Italien an Enthaupteten und in London an einem Gehenkten von starkem Körperbau angestellt hat, die Gewißheit verschafft haben, daß Zusammenziehungen, also das Zucken der Muskeln an den Köpfen Enthaupteter noch nach drei Viertelstunden, an dem Gehenkten noch nach zwei Stunden wahrnehmbar waren.

Noch interessanter sind die Experimente an Guillotinirten, von welchen ein Genuese, Namens Majon, folgendes berichtet und verbürgt: An zwei Köpfen, welche ich eine Viertelstunde nach der Enthauptung einem intensiven Licht aussetzte, schlossen sich die hochstehenden Augenlider sofort — ein Beweis dafür, daß die Sehnerven nicht allein, sondern auch die Muskeln noch in voller Thätigkeit waren! Die aus dem Munde getretene Zunge stach ich mit einer Nadel und sogleich zog sie sich zurück, während die Gesichtszüge sich verzerrten — ein Beweis dafür, daß noch vollständiges Gefühl vorhanden war. — Der Kopf des wegen dreier Mordthaten mit der Guillotine hingerichteten Dutillier wandte die Augen, als ich ihn laut rief, nach der Seite, auf welcher ich stand!

Diese Behauptungen Majon’s finden ihre Bestätigung durch Sivelong, welcher berichtet, er habe den Theil des Rückenmarkes, welcher an dem Kopf eines Enthaupteten geblieben, mit einer scharfen Nadel geritzt und beobachtet, daß dadurch schreckliche Zuckungen hervorgebracht wurden. Er hat den Versuch an mehreren Hingerichteten wiederholt und immer dieselbe Beobachtung gemacht.

Ueber die Dauer dieses Lebens im Kopfe und im Rumpfe laufen die verschiedenen Behauptungen vielfach auseinander, keine aber leugnet dieses

Leben überhaupt ab, alle vielmehr stimmen darin überein, daß es nachweisbar sei.

Hören wir nun vor allen Dingen nicht die Behauptungen und Erklärungen der Theorie, sondern diejenigen aus der Praxis der Henker, welche Antonin Boudin im „Mémorial de la Loire“ aufführt, da dieselben interessant und verbürgt sind.

Der Henker von Amiens berichtete: Im Jahre 1854 mußte ich einer noch jungen Frau den Kopf abschlagen, welche, um zu einem Erbe von 1300 Francs zu gelangen, eine ganze Generation von Verwandten vergiftet hatte. Sie zeigte sich nicht entschlossen. Nach der Hinrichtung fand ich ihren Kopf mit den Zähnen an den Rand des Korbes angeklammert. Die Kinnladen waren so fest geschlossen, daß die Zähne das Weidengeflecht durchlöchert hatten. Ich hatte alle erdenkliche Mühe, diesen Kopf wieder loszubekommen, dessen starrer Blick ein wildes Aussehen hatte, von dem man sich keinen Begriff machen kann. Ein andermal hatte ich einen Fleischerburschen von 25 Jahren hingerichtet. Der Kopf fiel nicht in den Korb, sondern rollte auf der Erde hin. Das Schaffot war auf offenem Felde aufgeschlagen. Als ich den Kopf aufheben wollte, bemerkte ich, daß er an dem Boden anhaftete. So war es auch! Der Mund des Guillotinirten hatte bei den letzten heftigen Zuckungen ein Büschel Gras gefaßt und sich so fest daran geklammert, daß ich gleichzeitig Kopf und Rasen aufhob. Eine dritte Hinrichtung war die eines Italieners, der sich ganz entsetzlich gegen das Sterben sträubte. Als die Operation vorüber war, fanden wir den Kopf des Italieners mit einer dreifachen Schicht blutigen Sägemehles bedeckt, und der Mund war damit gefüllt. Ich habe nie etwas Abscheulicheres gesehen. Um so zugerichtet zu werden, mußte der Kopf mindestens 40 Secunden im Korbe um sich selber rollen! Nach dieser Thatsache, deren Richtigkeit ich bezeuge, wird man nicht mehr in Abrede stellen können, daß wenigstens das animalische Leben nach der Enthauptung noch eine Zeit lang fortdauert! Für mich, schließt der Henker seine Aussage, läßt die Sache keinen Zwei-

fel zurück. Als letzten Fall will ich noch eines Tagelöhners erwähnen, welcher scheinbar willig starb. Als aber meine Leute auf dem Friedhofe ankamen und die Leiche sammt Kopf aus dem Korbe ziehen wollten, fuhren sie entsetzt zurück — der Leib lag in einem Zustande unbeschreiblicher Verzerrung auf dem Rücken, die Arme und Beine verdreht, die Brust wie in den Rücken eingesunken! Und was das Schrecklichste war: der Kopf, dessen Augen aus ihren Höhlen getreten und dessen Haare gesträubt waren, hing an einem der Schenkel, den er bis aufs Blut gebissen hatte. Man mußte ein Stück herausschneiden und dieses mit dem Kopfe in den Sarg bringen, den die Familie beigestellt hatte."

Lassen wir, nachdem wir Vorstehendes vorausgeschickt haben, nun die Aussagen einiger Gelehrten folgen.

Der Forscher und unter den Physiologen geachtete Brown-Sequard sagt:

„Wenn man einem Hunde den Kopf abhackt, haben die Muskeln des Kopfes alle Reizbarkeit verloren, die Augenlieder sind geschlossen, die Augäpfel selbst erloschen. Sobald man jedoch in die Gehirn-Arterien etwas frisches Blut einflößt, werden die Muskeln wieder reizbar, die Augenwimpern heben sich, die Augäpfel erhalten von neuem Ausdruck. Hört man mit dem Einflößen frischen Blutes auf, so treten die Zeichen des Todes schnell wieder ein, um nochmals zu verschwinden, wenn das Einflößen wieder stattfindet."

Hieraus ist zu folgern, daß ähnliche Beobachtungen auch an den Köpfen Hingerichteter zu machen sein würden. Man hat dieselben aber bisher gescheut, weil es grauenhaft ist, sie vorzunehmen, grauenhaft nicht allein für den Forscher, sondern auch für den Hingerichteten, denn es ist kein Zweifel zu hegen, daß, wenn dem Gehirn eines Enthaupteten arterielles Blut zugeführt wird, der Kopf denken und fühlen würde.

Interessant sind in dieser Hinsicht auch die Aufzeichnungen des Dr. Pinel!

„Ich stehe nicht an, auszusprechen," erklärt derselbe, „daß die durch

Köpfung erlangte Todesart keineswegs plötzlich ist, auch dann nicht, wenn sie selbst durch eine so vollkommene Maschine wie die Guillotine herbeigeführt wird. Es ist zweierlei zu erforschen und in Betracht zu ziehen! Was den Rumpf betrifft, so ist die Verletzung, welche den Tod herbeiführt, nichts anderes, als ein durch die Halsarterien erfolgter beträchtlicher Blutverlust, ein um so wirksamerer Blutverlust, als das Herz das ganze vorräthige Blut entleert. Das Absterben des Rumpfes ist also das Ergebniß einer Verblutung. Es bedarf aber wenigstens fünf Minuten um den Blutstrom zu entleeren, kann man also sagen, daß ein blutberaubter Körper auch unverzüglich des Lebens beraubt ist? Keineswegs! Alle Praktiker wissen, welche ungeheuren Blutverluste ein gesunder Körper ertragen kann, ohne zu erliegen, wenn man rechtzeitig eine Neubildung des Blutes erleichtert. Der Tod des Rumpfes ist also nur ein passiver, das Leben ist vorhanden, es kann sich unter gewissen Bedingungen fortsetzen!

„Da nun aber der Rumpf kein Lebensbewußtsein hat, kann er sich auch seines Todes oder Absterbens nicht bewußt sein. Er ist unthätig, zum Leben untauglich und stirbt nur ab, weil ihm die Elemente fehlen, mit deren Hülfe er gegen die Zerstörung kämpfen könnte, daher erfolgt ein langsames, ruhiges Absterben!“

„Denkt der Kopf des Enthaupteten?“ fährt Dr. Pinel fort, „allerdings, denn mit welchem Recht will man nach seiner Trennung vom Rumpfe einen plötzlichen Tod nachweisen? Ist das Gehirn, das Organ der Vernunft und des Denkens, nicht der Sitz des Lebens, des Geistes? Dieser Geist aber kann nur zerstört werden, wenn das Organ durch Krankheiten, durch Narrheit oder durch Wunden und Verletzungen gestört ist. Sobald sein fester oder sein flüssiger Theil nicht angegriffen ist, bleibt das Gehirn gesund! Das Chloroform, der Aether, die narkotischen Gifte, Blausäure, Strychnin &c. zerstören das flüssige Gehirn und führen einen fast plötzlichen Tod herbei. Der Blutandrang zum Gehirn bei der Apoplexie wirkt auf eine ganz ähnliche Weise. Der schnellste Tod jedoch

ist der durch eine Verwundung veranlaßte, die augenblicklich das Gehirn zerstört — wie einen solchen die Mitglieder der chursdorfer Müllerfamilie, auch die Brandt'schen Eheleute zu Stölpchen von den plötzlichen Beilschlägen des Masch erlitten."

„Nun findet bei einer Enthauptung nur die Trennung des Kopfes und des Rumpfes statt. Das Gehirn bleibt unversehrt! Das Flüssige des Gehirns kann sich nicht wie das Blut der Arterien und Venen in Folge des Luftdrucks entleeren. Das angesammelte Blut kommt aus den großen Gefäßen des Halses, es hat aber fast gar nichts mit der Circulation innerhalb der Hirnschale zu thun. So bleibt also das Gehirn gesund, es nährt sich sogar eine Zeit lang noch von dem durch den Luftdruck zurückgehaltenen Blute! Woher sollte man nun annehmen, daß das Gedankenleben plötzlich aufhöre? Das Gehirn stirbt ab, doch aus Entkräftung, aus Erkaltung! Es bedarf immerhin einiger Zeit, damit diese Erscheinungen sich vollziehen. Die Ernährung des Gehirns hört nur auf, weil kein neues Blut zufließt! In diesem Moment beginnt nicht der Tod, sondern nur die Unthätigkeit, die noch im Zustande der Lebensfähigkeit bis zu dem Moment bleibt, in welchem das nicht genährte Organ gemäß der Naturgesetze dem Bereiche der Sterblichkeit und Verwesung anheimfällt."

„Wie lange braucht es zur Beendigung dieser drei Perioden? Dr. Pinel und andere vermuthen, daß die Ernährung des Gehirns noch eine Stunde fortdauere. Die Periode der Unthätigkeit würde ungefähr zwei Stunden anhalten. Der eigentliche Tod träte also erst nach drei Stunden unter dem Einflusse der Erkaltung und Entkräftung ein."

„Wenn der Kopf eines Enthaupteten," fährt der genannte Forscher fort, „auch nicht immer durch Bewegungen die entsetzlichen Schauer seiner Situation verräth, so hat das in der physischen Unmöglichkeit seinen Grund, weil nämlich alle Nerven, die als Vermittler zwischen Gehirn und Rumpf dienten, an ihrem Ursprung abgeschnitten sind. Es bleiben aber noch die Nerven des Gehörs, des Geruchs und Gesichts ꝛc. Das

beweist, daß dieser Kopf lebt, denkt, daß er aber, weil er seine Gedanken nicht mehr vermitteln kann, unbeweglich den Tod und die ewige Vergessenheit erwartet!"

So weit Dr. Pinel.

Wir würden uns freuen, sollten wir durch diese Anführungen, größtentheils französischen Ursprungs, auch unter unseren Physiologen die Ergründung dieser Frage angeregt oder doch befördert haben, möchten aber von vornherein uns dagegen verwahren, daß man, ohne Forschungen anzustellen, das Vorstehende einfach bestreitet! Wir haben, um dem vorzubeugen, nicht allein die Aussagen der Forscher angeführt, welchen man folgende Einwendungen zu machen leicht versucht ist, nämlich: daß das im Gehirn enthaltene Blut wegen Mangels an Sauerstoff in den venösen Zustand übergeht — wir haben auch die Aussagen von Praktikern aufgezählt! Es würde sich empfehlen, daß auch bei uns die Henker einmal ihre Erfahrungen veröffentlichten, denn grau ist alle Theorie! Leicht erklärlich ist es übrigens, daß die Beobachtungen an den von der Guillotine Hingertchteten viel zahlreicher und leichter sein müssen, da die schnelle und sichere Arbeit derselben den schrecklichen physischen Schlag, den der Organismus bei der Enthauptung erleidet, mildert, und die nervösen Functionen weniger stört als die Hinrichtung mit dem von Herkershand geschwungenen Beile. —

Zur Nachricht.

Diese

Eisenbahn-Ausgabe

der

Criminal-Bibliothek

ist in allen guten Buchhandlungen resp. Eisenbahn-Buchhandlunge zu haben. — Es sind bis jetzt 15 Bände erschienen, welch einzeln verkäuflich sind, nur die überaus spannend geschrieben der anerkannten Feder

Georg Füllborn's

entsprossene

Criminal-Novelle:

Die Ermordung König Gustav's III. von Schweden

oder

Der schwarze Domino

umfaßt **zwei** Bände und zwar Nr. 14 und 15, welche ein Doppelband bilden. —

Bitte also diese Bände Nr. 14 und 15 stets zusammen zu verlangen.

Berlin. **Julius Imme's Verlag.**

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.

Zur Nachricht.

Diese

Eisenbahn-Ausgabe

der

Criminal-Bibliothek

ist in allen guten Buchhandlungen resp. Eisenbahn-Buchhandlunge zu haben. — Es sind bis jetzt 15 Bände erschienen, welch einzeln verkäuflich sind, nur die überaus spannend geschriebene der anerkannten Feder

Georg Füllborn's

entsprossene

Criminal-Novelle:

Die Ermordung König Gustav's III. von Schweden

oder

Der schwarze Domino

umfaßt **zwei** Bände und zwar Nr. 14 und 15, welche ein Doppelband bilden. —

Bitte also diese Bände Nr. 14 und 15 stets zusammen zu verlangen.

Berlin. **Julius Imme's Verlag.**

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.